

Die Inhalte dieser Website sind urheberrechtlich geschützt. Ihre Nutzung ist nur zum privaten Zweck zulässig. Jede Vervielfältigung, Vorführung, Sendung, Vermietung und/oder Leihe der Website oder einzelner Inhalte ist ohne Einwilligung des Rechteinhabers untersagt und zieht straf- oder zivilrechtliche Folgen nach sich. Alle Rechte bleiben vorbehalten.

WOLFGANG DELSEIT

## Ein »Dickschädel aus bäurisch-westfälischem Kornsaft« Der Schriftsteller Paul Zech (1881-1946)

Hans Daiber beschrieb Paul Robert Zech in seiner 1967 erschienenen Polemik *Vor Deutschland wird gewarnt* als

rastlos schreibend, Nacht für Nacht, dabei Unmengen Zigarren, Kaffee, Pralinen vertilgend. Morgens um neun ging er schlafen, mittags stand er wieder auf. So erschrieb er sich ein Werk von gewaltigem Umfang, aber auch die Herzkrankheit, die diesen breitschultrigen, gedrungenen Kerl mit dem ausladenden Schädel jahrzehntelang peinigte und schließlich im Alter von fünfundsechzig Jahren fällen sollte.<sup>1</sup>

Zech war einer der produktivsten Schriftsteller seiner Zeit und hinterließ rund 30 Gedichtbände unterschiedlichen Umfangs, etwa 20 Sammlungen mit Novellen, Erzählungen und Legenden, 11 Romane, ca. 30 Dramen, zahllose Essays und Hunderte von Nachdichtungen auf François Villon oder Jean-Arthur Rimbaud.<sup>2</sup> Hinzu kommen unzählige journalistische Beiträge, umfangreiche Konvolute unveröffentlichter Manuskripte sowie eine reiche Korrespondenz mit Persönlichkeiten des kulturellen Lebens der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Postuliert und kategorisiert wird er als »Arbeiterdichter«, »Industriedichter«, »Dichter der Ruhr«, »Expressionist«, »antifaschistischer Exilautor« oder auch »Naturlyriker«. Seine literarische Nachwirkung ist allerdings gering, denn obwohl seine Werke bis in die späten 1980er Jahre in Ostdeutschland gedruckt wurden und zwischen 1998 und

---

1 Hans Daiber: *Vor Deutschland wird gewarnt. 17 exemplarische Lebensläufe*. Gütersloh 1967, S. 119-132, hier: S. 119.

2 Zu den bio-bibliografischen Daten Paul Zechs vgl. Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp unter Mitarbeit von Annette Gebhardt: *Westfälisches Autorenlexikon*. Hg. i. A. des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Bd. 3: *1850 bis 1900*. Paderborn 1997, S. 893-916 – Teile des Nachlasses befinden sich u. a. im Archiv der *Akademie der Künste* (Berlin), im *Fritz-Hüser-Institut für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur* (Dortmund) [FHI], im *Deutschen Literaturarchiv* (Marbach) [DLM] sowie in den Stadtbibliotheken Dortmund und Wuppertal. Einzelne Briefbestände lassen sich u. a. im *Historischen Archiv der Stadt Köln* (HASK) oder im *Nyland-Archiv* (Köln) [NA] nachweisen.

2001 eine fünfbändige Werkauswahl<sup>3</sup> erschien, ist sein Œuvre heute fast in Vergessenheit geraten.

Wer war dieser Paul Zech, der sich in den 1920er Jahren als »ein Dick Schädel aus bäurisch-westfälischem Kornsaft«<sup>4</sup> bezeichnete?

Kaum ein anderer Schriftsteller seiner Generation hat durch eigenes Verschulden seine einst hochangesehene Position im deutschen Literaturbetrieb so leichtfertig verspielt, war schließlich ähnlich umstritten und hat sich mit vergleichbarer, bis heute wirkender Nachhaltigkeit um die Gunst von Kollegen und Publikum gebracht wie Paul Zech. Und niemand anderer als dieser vielschichtige Mensch, dessen vor allem während der Epoche des Expressionismus erworbenen literarischen Verdienste nicht hoch genug eingeschätzt werden können, verstand es besser, seinen an häufigen Wendungen reichen Lebensweg durch Legenden zu verschleiern und zu einem von Gerüchten umwogenen Zerrbild der Wirklichkeit werden zu lassen. Denn zeitlebens hatte der Dichter seine biographischen Daten mit Nonchalance immer wieder neu fabuliert, um sie tatsächlichen oder vermeintlichen Erfordernissen anzupassen.<sup>5</sup>

Damit umreißt Bert Kasties die Probleme der Forschung mit diesem doch überaus umtriebigen und produktiven Schriftsteller: Was sich üblicherweise aus Briefen, autobiografischen Zeugnissen oder literarischen Texten über Autoren erarbeiten lässt, greift bei Zech nicht, da er immer wieder andere Angaben über sein Leben und sich machte.<sup>6</sup> Er schrieb verschiedene, sich widersprechende Lebensläufe und neigte zur Selbstmystifikation, spielte also zeitlebens mit seiner Biografie.<sup>7</sup>

3 Bernd Kasties (Hg.) in Zusammenarbeit mit Dieter Breuer: *Paul Zech: Ausgewählte Werke*. Aachen: Shaker Verlag 1998-2001 – Bd. 1: *Gedichte* (1999); Bd. 2: *Dramen. Schauspiele, Dramatische Skizze, Drehbuchentwurf* (1998); Bd. 3: *Prosa: Novellen, Kurzgeschichten, Erzählungen, Romanausschnitte* (1998); Bd. 4: *Vermischte Schriften: Rezensionen, journalistische Arbeiten, autobiographische Zeugnisse, Vorträge* (1999); Bd. 5: *Romane* (korrigierte Ausgabe 2001) – im folgenden mit *AW* abgekürzt.

4 Paul Zech: *Der Lebenslauf*. In: *Das literarische Echo*, 25./1922-1923, H. 9-10, S. 503-506, hier: S. 503.

5 Bert Kasties: »*Leben bei einem Ende und vor dem Anfang. Paul Zech – Annäherungen an einen Verwandlungskünstler*. In: *AW* 1, S. 11-44, hier: S. 11.

6 Ein treffendes Beispiel, dafür, wie sehr die Forschung auf Zechs Selbstdarstellung hereingefallen ist, zeigen etwa der Eingang zitierte Daiber (Anm. 1) oder Jürgen Serke: *Die verbrannten Dichter*. Frankfurt/Main 1980, S. 323-329. Serke stellt hinsichtlich der Exulierung Zechs fest: Als Hitler an die Macht kam, wurde Zech auf einer Geburtstagsfeier verhaftet. »Als er freigelassen und in seine Wohnung zurückgekehrt war, hatten die Nazis seine ganze Bibliothek ausgeräumt« (S. 328) – verifizieren läßt sich diese mit der Machtübernahme verbundene Verhaftung nicht! Auch, dass Zech aus politischen Gründen Deutschland habe verlassen müssen, schreibt sich ungebrochen in der Literaturforschung fort (vgl. hierzu unten das Kapitel: *Paul Zech im argentinischen Exil*).

7 Dies zeigen seine sich oftmals widersprechenden, stets erweiterten und oft ausgeschmückten Selbstzeugnisse: [*Paul Zech*]. In: Kurt Pinthus: *Menschheitsdämmerung*. Berlin 1920

Leser, verlange von einem Selbstbildnis nicht abgeklärte Objektivität. Irgendwo bleibt der Reflex des Spiegels als Schminkfleck stehn. Aber was geht Dich im Grunde die Form meines Schädels an? Oder die Linie meines Oberarms, wenn er sich athletisch hebt, wo er zu Gott will? Jedes Leben wird tausendmal von tausend Leben gelebt. Manchmal in Terzinen. Manchmal mit Fäusten. Manchmal auf Waldbäumen. Manchmal im Bordell. [...]

Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie. Denn ich bin nicht »jüngste Dichtung«, sondern beinah vierzig Jahre (alt). Und den Wald (über den Sauerländischen Bergen donnerten die schwarzen Tannenkeulen einen Sommer lang) beschrieb ich um 1904. Auch nicht Weichselianer bin ich (obwohl bei Thorn geboren), vielmehr Dickschädel aus bairisch westfälischem Blut. Urväter waren immer hart und seßhaft. Der, der mich mit Pumpnickel und der Calvin-Bibel hochzog und manchmal an kalten Novembertagen, wenn die Kartoffelfeuer mit breiten Armen über den Bahndamm qualmten, den Steinhäger ins Blut springen ließ, zärtelte mit den Bienenvölkern. Das war unser heller Sonntag. Etliche meiner früheren Väter schürften Kohle. Sie lag nahe genug bei Schindeldach, Schweiß und Krüppeltum. Ich selber kam (nach Leichtathletik, Griechisch und schlechten Examina) nicht über den (von Innen geforderten) Versuch hinaus. Doch diese zwei reichsten Jahre –: Bottrop, Radbod, Mons, Lens, bestimmten: von Machthabern um Stinnes, Kirdorf und Baron Hachette, von Schwerhörigen und Blinden –: Hellhörigkeit und Güte für Alle auf Erden zu fordern. Lange bevor die verschattete Affäre November 1918 war. Und der Krieg, der mich zerheulte.<sup>8</sup>

Zechs Lebenslauf lässt, so Kasties,

das Werden und Vergehen einer literarischen Epoche exemplarisch nachvollziehen, werden die Brüche und kontinuierlich durchlaufenen Einstellung deutlich, die typisch für einen Autor der deutschen Moderne sind.<sup>9</sup>

Die großen Umbrüche und politischen Ereignisse prägten Zechs Leben: Geboren unter der deutschen Monarchie, erlebte er das Ende einer Weltordnung in einem selbstzerstörerischen Krieg, den Beginn und das Ende einer

---

[1919], S. 301 f., *Der Lebenslauf*. In: *Das literarische Echo*, 25./1923, H. 9-10, S. 503-506, *Wer ist Paul Zech? Der Dichter schreibt über sich selbst*. In: *Schauinsbuch*, 1./1925, Nr. 2, S. 2, *Über mich*. In: *Schwarzer Greif. Ein Almanach auf das Jahr 1925*. Rudolstadt 1925, S. 13-18, *Paul Zech*. In: *Kulturwille*, 3./1926, Nr. 12, S. 245 f., *Mein Leben, meine Arbeit, meine Bücher*. In: Wilhelm Haas: *Antlitz der Zeit*. Berlin [1926], S. 207 f., *Wer ist eigentlich dieser Paul Zech*. In: *Deutsche Blätter*, 1./1943, S. 15-19 und schließlich *Ursache und Weg meiner Reise nach Südamerika*. In: *Der Greifen-Almanach*. Rudolstadt [1954], S. 269-274.

<sup>8</sup> Zech, *Lebenslauf* (Anm.4).

<sup>9</sup> Kasties, *Leben* (Anm. 5), S. 13.

»ungeliebten Republik«, den Aufstieg eines diktatorischen Regimes bis zur Machtübernahme und im Exil schließlich ein etabliertes, von konservativen Machteliten geprägtes Ausbeutersystem. Doch Daten- und Faktengerüst der Zechschen Biografie sind zerbrechlich. An Johannes Fastenrath (1839-1908), den Förderer der *Kölner Blumenspiele*, schrieb er 1907:

Am 19. Februar 1881 wurde ich als Sohn des Bahnmeisters Adolf Zech in Briesen in Westpreußen geboren. Verblieb dort bis zum 4. Lebensjahr. Dann wurde mein Vater nach Lüneburg (Hannover) versetzt. Besuchte dort die Bürgerschule und trat mit 14 Jahren in ein kaufmännisches Geschäft in die Lehre. Ausgedehnte Reisen und Ausflüge durch die einzugschöne Heide stärkten in mir den ohnehin schon ausgeprägten Natursinn. Im Jahre 1899 siedelten wir nach Elberfeld über und hier bin ich nun ununterbrochen wohnhaft.<sup>10</sup>

Ein Großteil der hier gemachten Angaben ist falsch: Nachweislich hat die Familie Zech nie in Lüneburg gewohnt und Zech konnte somit keine ausgedehnten Reisen durch die Heide gemacht haben.<sup>11</sup>

»Was darüber ist, ist Legende. Ich zerstöre sie.«  
Versuch einer Spurensuche

Geboren wurde Paul Zech tatsächlich am 19. Februar 1881 im westpreußischen Briesen bei Thorn (heute Wąbrzeźno bei Toruń) als ältestes der fünf Kinder der Eheleute Adolf und Emilie (geb. Lebrecht) Zech.<sup>12</sup> Die Vorfahren der Familie sollen dem Land zwischen Rhein und Ruhr sowie dem Sauerländischen entstammen. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts siedelte sich die Familie in Elberfeld an.<sup>13</sup> Wo Zech die Schule besuchte und wann er sein Abitur ablegte, bleibt – in Ermangelung konkreter Zeugnisse – ebenso ungewiss wie die Antwort auf die Frage, ab wann Zech sich selbst in der Region aufhielt.<sup>14</sup> Auch sind ein Studium oder ein Studienabschluss

10 Brief Paul Zechs an Johannes Fastenrath aus dem Jahre 1907 im Nachlass Fastenrath, *Historisches Archiv Köln*, Best. 1032, Nr. 3029, 1-3. – Es ist allerdings bezeichnend, dass Zech die Absage seiner Teilnahme an den *Blumenspielen* damit begründete, dass er seine kranke Mutter in Lüneburg besuchen müsse.

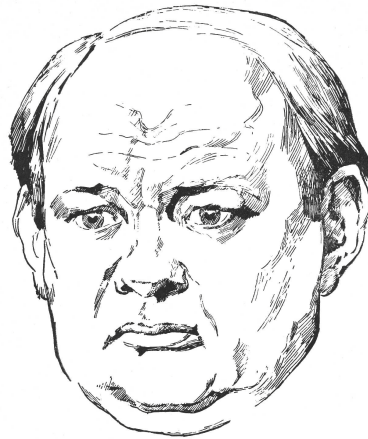
11 Zur Biographie Zechs vgl. auch das umfang- und kenntnisreiche Nachwort von Matias Martínez in: Paul Zech: *Der schwarze Baal. Novellen*. Göttingen 1989, S. 147-212.

12 Ob Zechs Vater nun tatsächlich »Landschullehrer«, »bäuerlicher Schulmeister« (*Lebenslauf*), »verwandter Beamter« (*Lebenslauf*) oder »Bahnmeister« (Brf. an Johannes Fastenrath) war, sei dahingestellt. Die Geburtsurkunde von Paul Zech vermerkt als Beruf des Vaters »Seilermeister« (Der Verfasser dankt Herrn Dr. Alfred Hübner für diesen Hinweis).

13 Zu den Elberfelder Jahren vgl. Uwe Eckardt: *Paul Zech in Elberfeld. (Mit bisher unbekanntem Gedichten)*. In: *Romerike Berge* (Solingen), 46./1996, H. 4, S. 2-23.

14 Dieter Sudhoff schreibt dazu: »Unklar ist, ob Paul Zech schon vor diesem Umzug zu Verwandten geschickt wurde; jedenfalls erlebte er seine prägenden Kindheit, vielleicht schon seit dem zweiten oder vierten Lebensjahr, im Sauerland und im Ruhrgebiet, u. a. in Soest,

nicht nachweisbar. In seiner Selbstmystifikation wies Zech allerdings immer wieder auf ein abgeschlossenes Studium hin und führte auch zeitweise den Titel »Dr. phil.«<sup>15</sup> Von 1902 bis 1903 arbeitete er in belgischen und nordfranzösischen Bergwerken bei Mons und Lens. Diese Aufenthalte in den Bergbauregionen prägten Zechs literarisches Schaffen mehr als seine tatsächliche Herkunft; er verstand sich wie kein anderer deutscher Schriftsteller seiner Zeit als »Dichter« der industriellen Arbeitswelt, insbesondere des Bergbaus. Natur und industrielle Arbeitswelt stellen den Spannungsbogen im Zechschen Werk jener Tage dar, auch wenn er schließlich nicht über den Versuch, Hauer zu werden hinausgekommen ist.



Paul Zech (1881-1946), 35-jährig  
Zeichnung von Hans Baluschek (1870-1935)

---

Remscheid, Bottrop, Lüdenscheid und schließlich in Elberfeld« (*Die literarische Moderne und Westfalen. Besichtigung einer vernachlässigten Kulturlandschaft*. Bielefeld 2002 [= Veröffentlichung der Literaturkommission für Westfalen 3], S. 258) – vgl. auch Martínez, *Nachwort* (Anm. 11), S. 150, der Sudhoff wohl als Quelle diene. – In den nur lückenhaft überlieferten Adressbüchern findet man Zech erst 1907. Die Unterlagen aus dem Wuppertaler Einwohnermeldeamt sind im II. Weltkrieg verbrannt. Weder am Elberfelder noch am Barmer Gymnasium sind Schülerakten Zechs überliefert.

- 15 Ein von seiner Schwiegertochter Hella Zech erstelltes Manuskriptverzeichnis aus dem Jahr 1933 benennt eine französischsprachige Dissertation über *Wege und Umwege der deutschen Schriftsprache*, die mit »Fevr[ier] 1902 Belgique / Brain de la Comte« datiert ist. Eine deutschsprachige Fassung dieser Arbeit wird im *Deutschen Literaturarchiv*, Marbach a. N. (im weiteren *DLA*), im *Teilnachlass Zech* aufbewahrt. An den von Zech genannten Universitäten Bonn, Heidelberg und Zürich ließen sich weder Studium noch Studienabschluss nachweisen. Es handelt sich also um eine weitere Mystifikation – zumal sich Zech im Alter von 21 Jahren hätte promovieren lassen müssen. Hella Zech verzeichnet hier wohl eine Fälschung Zechs, die im Zusammenhang mit den in der 1920er Jahren aufkommenden Vorwürfen des zu Unrecht führenden Dokortitels steht.

1904 heiratete er die Elberfelderin Helene Siemon (1885-nach 1962). Der nicht als glücklich zu bezeichnenden Ehe entstammten der Sohn Rudolf Robert (1904-1972) – benannt nach Zechs Bruder – und die Tochter Elisabeth (1906-nach 1990). Die Familie lebte erst in der Hatzenbecker Str. 26 (vermutlich bei der Schwiegermutter) und anschließend in der Neuen Gerstenstr. 24 (heute: Gerstenstraße). Mit Brotberufen wie Lagerist (1904) oder Konditor (1906) versuchte er, den Unterhalt zu bestreiten<sup>16</sup>; finanziell wenig erfolgreich schrieb er gelegentlich für die *Barmer Allgemeine Zeitung* und den *General-Anzeiger* aus Elberfeld.<sup>17</sup> In der Elberfelder *Literarischen Gesellschaft* traf er mit Gleichgesinnten zusammen.

1907 beteiligte Zech sich an den *Kölner Blumenspielen* und sandte fünf Natur-Gedichte als Bewerbung für den *Remscheider Preis* ein, die eine lobende Erwähnung fanden.<sup>18</sup> Schon früh stand für ihn fest, dass er Schriftsteller werden wollte. Seiner Essener Freundin und ›Geistesgefährtin‹ Emmy Schattke teilte er wenige Jahre später mit:

Aber von dem mir gesteckten Ziel laß ich mich nicht abbringen. Darin bin ich fürchterlicher Egoist. Ich werde eher zur Pistole greifen, als daß ich ein i-Zipfelchen von meiner Überzeugung preisgebe. Nicht das Weib, nicht Vater, noch Mutter, mir ist die Kunst das Höchste.<sup>19</sup>

1909 soll Zechs erste Veröffentlichung unter dem Titel *Das schwarze Revier* in einem Privatdruck von 100 Exemplaren erschienen sein, wovon allerdings 80 Exemplare vernichtet worden sein sollen. Überliefert ist von diesem Werk allerdings kein einziges Exemplar. Erweitert und unter demselben Titel wurden die Sonette 1913 in der Reihe *Lyrische Flugblätter* mit einem Titelholzschnitt von Ludwig Meidner (1884-1966) im Berliner

16 Die *Elberfelder Adressbücher* von 1910 bzw. 1912 geben als Berufsbezeichnung dann »Schriftsteller, Korrespondent« bzw. »Zeitungskorrespondent« und »Konditor« an.

17 Eine Auswahl der Beiträge Zechs für den *General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen* liefert Eckardt, *Zech* (Anm. 13), S. 20 f. – Erst zwischen 1910 und 1912 betätigte sich Zech verstärkt als Rezensent und Berichterstatter literarischer Ereignisse.

18 Vgl. *Bergische Lieder. Zusammenstellung der bei den Kölner Blumenspielen 1907 eingesandten Gedichte auf das Bergische Land um den Remscheider Preis*. Remscheid 1910, S. 55-58 – unter dem Gesamttitel *Impressionen aus dem Bergischen Land* umfasst der Zyklus die Gedichte *Heiliger Frühling, Morgenwanderung, Nachtgebet, Herbstabend* und *Winterlandschaft*. – Zu den Kölner Blumenspielen vgl. Ursula Vones-Liebenstein: *Johannes Fastenrath (1839-1908)*. In: *Rheinische Lebensbilder* (Köln), Bd. 12 (1991), S. 157-178. Im *Neunten Jahrbuch der Kölner Blumenspiele 1907* schaffte Zech mit dem Gedicht *Mai 1907* seine erste Aufnahme in eine Anthologie (S. 265 f.) – Es mag als biographische Randnotiz erscheinen, aber 1912 beteiligte sich Zech erneut an den *Blumenspielen*. Für den Gedicht-Zyklus *Einkehr* erhielt er den *Johannes-Fastenrath-Preis* in Form einer goldenen Nelkennadel und für *Viola Mystica* einen außerordentlichen Preis der Prinzessin Maria von Bayern in Form einer silbenen Blumenschale. Die Gedichte wurden im *Vierzehnten Jahrbuch der Kölner Blumenspiele 1912* (Köln 1913, S. 39-41 und S. 51 f.) abgedruckt.

19 Zech an Emmy Schattke. Brf. v. 24. Mai 1910 (DLA).

Verlag von Alfred Richard Meyer (1882-1956) publiziert. Die Gedichte spiegeln die Welt des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers, die Arbeit selbst, ihre Gefahren und die Tristesse des alltäglichen Lebens. Sie sind, anders als Josef Wincklers (1881-1966) *Eiserne Sonette* (1912), stärker an der Realität orientiert und weitaus weniger pathetisch. Sie verherrlichen den Arbeitsprozess und die Lebensbedingungen nicht, sondern verweisen, ganz in der Tradition der von Emile Zola (1840-1902) – vor allem durch seinen Roman *Germinal* (1885) – geprägten sozial-engagierten Arbeiterliteratur, auf soziale Ungerechtigkeiten. Obzwar die zeitgenössische Rezension sich mit diesen Gedichten ausführlich beschäftigte, blieb der finanzielle Erfolg für Zech gering.<sup>20</sup> Auch sein zweiter Gedichtband *Waldpastelle* (1910; Neuauflage Dresden 1920), den Zech immer als seine erste Publikation bezeichnete, fand kein breiteres Publikum. Die *Sechs Gedichte* erschienen ebenfalls in der Reihe *Lyrische Flugblätter*. Es folgten die Naturlyrik-sammlung *Schollenbruch* (1912) und sein erstes Schauspiel unter dem Titel *Der Kuckucksknecht* (1914), »ein sauerländisches Stück«, an dem er seit 1902 gearbeitet hatte und das 1927 nach einem Bühnenmanuskript in Leipzig am *Alten Theater* uraufgeführt wurde.<sup>21</sup>

Zwischen 1910 und 1942 war Zech mit Stefan Zweig (1881-1942) befreundet, wovon der umfangreiche Briefwechsel beredtes Zeugnis ablegt.<sup>22</sup> Während eines Aufenthaltes in Paris sollen sich beide kennen gelernt haben (zur nachweislich ersten persönlichen Begegnung kam es im November 1912 in Berlin). Zweig war sicherlich Zechs wohlgesinntester Freund, immer bereit, dem Gleichaltrigen zu helfen, ihn zu unterstützen (oft genug auch finanziell) und zu vermitteln. Der Beginn der Freundschaft markierte das Engagement beider für das Werk des belgischen Lyrikers, Erzählers und Dramatikers Émile Verhaeren (1855-1916). Weitere Briefwechsel führte Zech u. a. mit Gottfried Benn (1886-1956) und Carl Hauptmann (1858-1921).<sup>23</sup>

- 
- 20 Vgl. etwa Rudolf Leonhard in: *Der Sturm* 3./1912-13, H. 148/149, Ernst Blass in: *März. Eine Wochenschrift* (Stuttgart/München), 7./1913, Bd. 2, Arthur Niggemann in: *Der Merker. Oesterreichische Zeitschrift für Musik und Theater* (Wien), 4./1913, Teil 4 (Juli-September), Ulrich Rauscher in: *Frankfurter Zeitung* v. 28.08.1913, Ernst Lissauer in: *Das literarische Echo* (Berlin), 16./1913-1914, oder O. Erbe in: *Neue Jugend. Eine Zeitschrift für moderne Kunst und jungen Geist* (Berlin), 1./1914, H. 3. – Kurios auch die Selbstrezension unter dem Pseudonym »Paul Robert« in: *Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst*, 3./1913, Nr. 25.
- 21 Vgl. *Berliner Börsen-Courier* v. 08.02.1927. *Der Kuckucksknecht* erschien angeblich 1924 im *Wolkenwandler-Verlag*. Eine Exemplar konnte nie gefunden werden (der Verfasser dankt Herrn Dr. Alfred Hübner für diesen Hinweis).
- 22 Vgl. *Stefan Zweig – Paul Zech. Briefe 1910-1942*. Hg. v. Donald G. Daviau. Frankfurt/Main 1986 – Zech selbst verfasste 1943 ein *Gedenkschrift* unter dem Titel *Stefan Zweig* (Buenos Aires).
- 23 Veröffentlicht unter: Gottfried Benn: *Ausgewählte Briefe*. Wiesbaden 1957, und Carl Hauptmann: *Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe*. Leipzig 1928.

Aus der Zeit vor 1910 datiert Zechs Freundschaft mit Else Lasker-Schüler (1869-1945) – der »Wuppertaler Stadtnachbarin, dolles Ding, tapferer Kriegskamerad durch siebzehn Schlachtjahre«. <sup>24</sup> Das August-Heft der expressionistischen Zeitschrift *Saturn* (Heidelberg), das Zech gewidmet ist, zeigt unter dem Titel »Mit Hut und Tritt von Stall zu Stall« eine Zeichnung der Lasker-Schüler von Zech. <sup>25</sup> Seit Sommer 1912 setzte sich Zech verstärkt für das Werk der Schriftstellerin ein. Ebenfalls in *Saturn* beschrieb er *Die Wunder der Else Lasker-Schüler* <sup>26</sup>, 1913 pries er ihren Roman *Mein Herz. Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen* (Berlin 1912) <sup>27</sup> und widmete ihr den 1932 in der Berliner *Rabenpresse* erschienenen Lyrikband *Terzinen für Thino*. <sup>28</sup> Es war auch Else Lasker-Schüler, die Zech ermutigte, im Juni 1912 von Elberfeld nach Berlin überzusiedeln, obwohl er mit der »Front der Berliner Snobs« nur schwer zurecht kam. <sup>29</sup> Zech wollte weg aus der Provinz, aus Wuppertal. »Hier in Wuppertal wird für alles Mögliche Geld ausgegeben, nur nicht für Gedichte«, teilte er Georg Heym (1887-1912) mit. <sup>30</sup> Berlin, das kulturelle Zentrum Deutschlands, bot die Chance, der provinziellen Enge zu entfliehen und sich als Schriftsteller zu etablieren. In den literarischen Kaffeehäusern rund um den Kurfürsten-

24 Zit. n. Daiber: *Deutschland* (Anm. 1), S. 125. – Lasker-Schüler, zu diesem Zeitpunkt bereits fast 50 Jahre alt, hat den 32-jährigen Zech allerdings erst in Berlin persönlich getroffen; in Elberfeld haben sich beide wohl nie gesehen.

25 *Saturn* (Heidelberg), 3./1913, H. 8 (August), S. 238 – Else Lasker-Schüler widmete Zech (den sie »Tristan« nannte) zudem u. a. die Gedichte *Elberfeld im dreihundertjährigen Jubiläumsschmuck* (»Paul Zech, meinem Wupperfreund«) und *Paul Zech*, das mit den Zeilen »Sing Groatvatter woar dat verwunschene Bäuerlein / Aus Grimm sinne Märchens« beginnt, sowie *Heimweh*, das in der im Literaturarchiv Marbach überlieferten Handschrift (Nr. 82.273) mit »ming lewen / on / guden / Heemathfrönd / däm Paul Zech / van sing tröhe / Else Lasker-Schüler / Theben-Elwerfeld-Berlin. / 17. Okt. 12« gezeichnet ist. Ferner erwähnt sie ihn in ihrem Lyrikband *Gesichte* (1913) in dem Prosastück *Unser Café*. Schließlich bewegte Zech die Lasker-Schüler auch zur Mitarbeit an der Zeitschrift *Das neue Pathos*. Sie veröffentlichte hier 1913 die Gedichte *An den Herzog von Vineta* (H. 1, S. 21), *Giselheer dem Heiden*, *Giselheer dem Knaben*, und *Giselheer dem König* (H. 3/4, S. 36-38). Am *Jahrbuch der Zeitschrift Das neue Pathos im Kriegsjahr 1917-1918* arbeitet sie ebenfalls mit: »In memoriam Hans Ehrenbaum-Degele meinem reinen Liebesfreund diese vier Gedichte: [»Hans Ehrenbaum-Degele« – »Er war der Ritter in Goldrüstung...«], [»Dem Goldprinzen« / »An den Ritter« – »Gar keine Sonne ist mehr...«], [»An den Prinzen Tristan« – »Auf deiner blauen Seele...«] und [»An Tristan« – »Ich kann nicht schlafen mehr...«], S. 2-4.

26 *Saturn*, 2./1912, H. 2 (Februar), S. 109 f.

27 *März*, 10./1913, H. 10, S. 377 f.

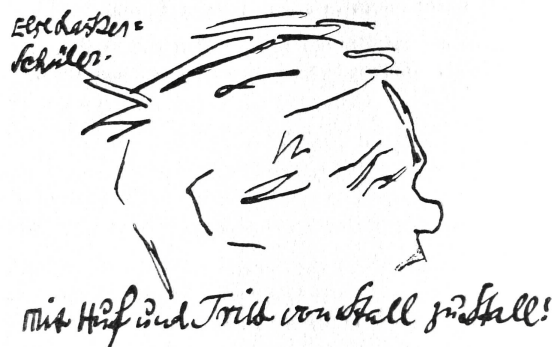
28 »Tino« oder »Thino von Bagdad« war der Name, den Zech der Lasker-Schüler gegeben hatte.

29 Zech Vorbehalte gegen Berlin und den es dominierenden Kunstgeschmack finden sich in zahlreichen Briefen dieser Zeit (etwa an Zweig, Winckler oder Heym) und vor allem in seinen 1913 erschienenen *Sonetten aus dem Exil* – wobei er mit dem Begriff »Exil« Berlin umschrieb; die Sonette sind zudem Beleg für die Krise zwischen den Eheleuten Zech.

30 Zech an Georg Heym. Brf. v. 3. November 1911. In: Georg Heym: *Dichtungen und Schriften*. Hg. v. Karl Ludwig Schneider. Bd. 3: *Tagebücher, Träume, Briefe*. München 1960, S. 275.



damm fand er rasch Anschluss an die verschiedenen Literatenkreise, insbesondere an den *Neuen Club*, in dessen *Neopathetischem Cabaret* er Veranstaltungen besuchte<sup>31</sup>, und lernte auf Vermittlung Else Lasker-Schülers den von Herwarth Walden (1878-1941) geführten *Sturm-Kreis*<sup>32</sup> kennen. Treffpunkt der Literaten war damals das *Café des Westens* im Zentrum Berlins.



Else Lasker-Schüler: Karikatur von Paul Zech

Zech arbeitete als »Buchreferent« für Zeitungen wie das *Berliner Tageblatt*, die *Vossische Zeitung*, den *Berliner Tag* und *Die tägliche Rundschau*. Und endlich wurden auch seine Gedichte publiziert – natürlich in Waldens *Sturm*<sup>33</sup>, aber auch in *Die neue Kunst*, *Das literarische Echo* oder *Die wie-*

- 
- 31 Der expressionistische *Neue Club*, zu dem etwa Kurt Hiller (1885-1972), Jakob van Hoddis (eigentl. Hans Davidsohn, 1887-1942), Erwin Loewenson (1888-1963) oder Georg Heym (1887-1912) gehörten, wurde 1909 von Loewenson und van Hoddis in *Neumanns Festsälen* am Hackeschen Markt (Berlin) gegründet. Anfangs traf man jeden Mittwochabend sich im sog. *Fledermauszimmer* des *Nollendorfs-Kasinos* in der Kleiststraße. Ab 1910 firmierte dieser Zirkel unter dem Namen *Neopathetisches Cabaret*. Es wurden verschiedene literarische Abende in Cafés und Ateliers organisiert, in denen die Mitglieder ihre noch ungedruckten Texte vorstellten. Die Abende gerieten zu viel beachteten Ereignissen und wurden in der Presse ausführlich rezensiert. 1913 löste sich die Gruppe auf. – Vgl. Reinhard Hippen: *Erklügelte Nervenkulturen. Kabarett der Neopathetiker und Dadaisten*. Zürich 1991 [= Kabarettgeschichte 4].
- 32 Walden wurde als Georg Levin in Berlin geboren; den Namen Herwarth Walden gab ihm Else Lasker-Schüler, mit der er von 1901 bis 1911 verheiratet war. 1904 gründete er den *Verein für Kunst* und begann mit der Förderung junger Autoren wie Thomas und Heinrich Mann, Alfred Döblin und Gottfried Benn. Mit seinen Schriften, etwa *Expressionismus. Die Kunstwende* (1918), und vor allem als Herausgeber der Zeitschrift *Der Sturm* (1910-32) wurde er zu einem Vorkämpfer des Expressionismus, Futurismus und Kubismus in Deutschland. Bis 1931 wirkte er als Galerist, Kunsthändler und Verleger in Berlin. 1932 ging er als Sprachlehrer nach Moskau, wo er 1941 verhaftet wurde und im Straflager Saratow an der Wolga starb.
- 33 In der Zeitschrift *Sturm. Halbmonatsschrift für Kultur und die Künste* sind bis 1915 insgesamt zehn Beiträge Zechs nachgewiesen (mehr Texte veröffentlichte Zech nur in der

ßen Blätter. Ergebnis seiner neuen Bekanntschaften war etwa die Aufnahme seiner Gedichte in die von Kurt Hiller 1912 in Heidelberg herausgegebene Anthologie *Der Kondor*, der ersten Lyriksammlung des frühen Expressionismus.<sup>34</sup>

Die neuen Kontakte nutzend, gründete Zech im Frühjahr 1913 mit den Lyrikern Hans Ehrenbaum-Degele (1889-1915) und Robert R. Schmidt sowie dem Grafiker Ludwig Meidner (1884-1966) die Zeitschrift *Das neue Pathos*.<sup>35</sup> Die zweimal monatlich erscheinende, aufwendig gestaltete und auf holländischem Büttenpapier gedruckte Zeitschrift mit einer Auflagenhöhe von 100 im ersten und 250 Exemplaren im zweiten Jahrgang wurde zum Publikationsorgan vieler junger Expressionisten und bot auch den französischen Lyrikern Platz. Zu den Mitarbeitern der in nur zwei Jahrgängen erschienenen Zeitschrift, die von 1914 bis 1919 als *Jahrbuch der Zeitschrift Das neue Pathos* weitergeführt wurde, zählten u. a. Johannes R. Becher (1891-1958), Gottfried Benn (1886-1956), Ernst Blass (1890-1939), Max Dauthendey (1867-1918), Walter Boetticher, Gerrit Engelke (1890-1918), Wilhelm Gerstel (1879-1963), Raoul Hausmann (1886-1970), Else Lasker-Schüler und Stefan Zweig. Die Herausgabe brachte Zech in Kontakt mit den führenden Autoren des literarischen Expressionismus. Unabhängig davon, blieb er zeit seines Lebens ein Einzelgänger.

Als Richard Dehmel (1863-1920), den Zech 1913 als Mitarbeiter am *Neuen Pathos* gewinnen konnte, ihn auf die Arbeit der *Werkleute auf Haus Nyland* aufmerksam machte und auf die *Eisernen Sonette* von Josef Winckler hinwies, war Zech alles andere als begeistert:

Es ist verblüffend, wie der Dichter der »Eisernen Sonette« fast dieselben Stoffe meistert, die auch ich im »Schwarzen Revier« (das Flugblatt, das ich Ihnen sandte, enthält nur ein Drittel dieser Gedichte) künstlerisch umrissen hab. Ich kann nun leider nicht ganz mit dem Dichter der »Eisernen Sonette« gehen. Seine Politik, die in den Versen immer wieder zum Durchbruch kommt, behagt mir nicht. Stellenweise bricht ein so ge-

---

Zeitschrift *Saturn*). – Walden hatte bereits im 1. Jahrgang des *Sturm* das Gedicht *Sommerabend im Park* (Nr. 27 v. 01.09.1910) abgedruckt.

- 34 Kurt Hiller (Hg.): *Der Kondor*. Heidelberg 1912 (Reprint mit einem umfangreichen Nachwort von Paul Raabe. Berlin 1989) – Neben zehn Gedichten von Hiller selbst enthält die Zusammenstellung insgesamt 97 Gedichte von 14 Autoren, die Hiller provokativ als eine »rigorose Sammlung radikaler Strophen« charakterisierte: Ernst Blass, Max Brod, Arthur Drey, Salomo Friedlaender, Herbert Grossberger, Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Franz Werfel und Paul Zech.
- 35 Ludwig Meidner schied nach den ersten beiden Heften als Mitherausgeber aus; im zweiten Jahrgang gab Zech die Zeitschrift schließlich allein heraus. *Das neue Pathos* erschien im Berliner Verlag E. W. Tieffebach (Druck: Officina Sepentis) in den Jahrgängen 1 (1913) und 2 (1914/20). Von 1915 bis 1919 erschienen drei *Jahrbücher der Zeitschrift Das neue Pathos* (1914/15, 1917/18 und 1919), die von Zech ebenfalls allein herausgegeben wurden.

fährlicher Byzantinismus durch, daß man verzweifeln möchte. Aber immerhin, daß hier einmal gewagt wird, abseitige Erlebnisse des Weltgeschehens zu gestalten, verdient alle Anerkennung und Förderung.<sup>36</sup>

Entgegen den bisherigen Forschungserkenntnissen nahm Zech diesen Vorwurf allerdings nicht als Begründung, um den *Werkleuten* seine Mitarbeit zu versagen. Die im Kölner *Nyland-Archiv* überlieferten Briefe Zechs belegen vielmehr, dass er zwei Manuskripte an die *Werkleute* schickte – u. a. ein Gedicht mit dem Titel *Der schwarze Baal*, das abgelehnt wurde.<sup>37</sup> Die Erzählung *Zwischen den Tempeln des Vulkans* wurde als Beitrag zu Richard Dehmels 50. Geburtstag in Heft 7 der Zeitschrift *Quadrige* (Winter 1913/14, S 459-463) abgedruckt.

Mit den 1914 in Leipzig publizierten *Neuen Gedichten* unter dem Titel *Die eiserne Brücke* zog Zech eine Art Zwischenbilanz seines lyrischen Schaffens.

Den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erlebte Zech in Berlin. Wie die meisten Schriftsteller begrüßte er den Krieg mit hymnischen, aber schlechten Gedichten<sup>38</sup> und brachte ein *Kriegs-Jahrbuch des Neuen Pathos* heraus. Im Auftrag der Reichsregierung, für die er im Kriegsministerium als Übersetzer tätig war, soll er im Herbst 1914 als »Werbeleiter« die Schweiz bereist haben.

Im März 1915 wurde Zech als »Landsturmmann« eingezogen. Er wurde sowohl an der Ostfront als auch an der Westfront eingesetzt. Hier lernte er die

36 Zech an Richard Dehmel. Brf. v. 8. April 1913. Zit. n. Richard Dehmel: *Dichtungen. Briefe. Dokumente*. Hg. v. Paul Johannes Schindler. Hamburg 1963, S. 225 f. – Dehmel antwortete am 9. April 1913: »ich begreife, daß Ihnen an den Eisernen Sonetten manches nicht gefallen will, schon aus Rivalität; aber gegen den Vorwurf der politischen Streberei muß ich den Dichter in Schutz nehmen. Seine Machtbewunderung ist ganz naive Kraft-huberei (Idealismus im Sinne Nietzsches) und gehört zu den Hörnern des Überschwanges, die sich jeder junge Dichter ablaufen muß. »Byzantinisch« ist sie keinesfalls [...] Überhaupt solltet Ihr jungen Dichter einander immer das Beste zutrauen« (zit. n. Richard Dehmel: *Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1902 bis 1920*. Bd. 2. Berlin 1923, S. 299 f.). – Die von Dieter Sudhoff (*Moderne* – Anm. 14, S. 254 ff.) in diesem Zusammenhang konstruierte Rivalität – er nennt es sogar »Feindschaft« – zwischen Winckler und Zech sowohl um die Gunst Dehmels wie um das gleiche Sujet ist allerdings ein wenig zu sehr konstruiert: Man muss hier bedenken, dass Winckler den Arbeiterschriftsteller Gerrit Engelke, den Dehmel an die *Werkleute* vermittelte, ebenso nachhaltig förderte, wie er sowohl bildende Künstler als auch Schriftsteller aus dem Kreis der *Werkleute* mit Dehmel bekannt machte. Darüber hinaus geschah die Ablehnung der Zechschen Texte nicht auf Wincklers Veranlassung, sondern durch Eugen Lütthgen und Wilhelm Vershofen.

37 Vgl. hierzu die Sammlung der Zech-Briefe im *Nyland-Archiv*. Das Manuskript trägt den handschriftlichen Vermerk »Abgelehnt. Lütthgen«. Zech war allerdings nicht Mitglied der *Werkleute*. – Zu Winckler und den *Werkleuten* vgl. u. a. die Beiträge von Wolfgang Delseit in den Heften 2 (S. 135-153), 3 (S. 119-151) und 4 (S. 313-323) von *Literatur in Westfalen*.

38 Vgl. den Gedichtband *Helden und Heilige. Balladen der Zeit*, der zwar 1914 entstand, aber erst 1917 bei Insel in Leipzig erschienen ist.

Materialschlachten an der Somme und bei Verdun aus nächster Nähe kennen. 1916 wurde er durch eine Granate verletzt und erlitt einen bleibenden Herzschaden. Die anfängliche Kriegsbegeisterung wich der Ernüchterung und machte dem Entsetzen Platz. Seine Lyrik rückt das ganze Grauen der Frontsoldaten ins Bild:

*Der Mond reitet über das Schlachtfeld*

Der greise Abend fröstelte zu Tal  
und überschwie die Schlacht. Die blutigen Gesichter  
versanken und die Fahnen wurden fahl.

Da ward die Perlenschnur der Biwaklichter  
um eines fremden Berges Brust gehängt  
und aus dem tiefen unbesterten Trichter

der Schluchten stieg, von Riesenfäusten hochgedrängt,  
der volle Mond und klirrte über Wiesenstuten  
und schwang sich auf sein Roß, das, nachtschwarz eingesträngt,

die Erde blitzend aufriß mit den Silberhufen.  
Der Reiter ritt wie über eine Wand  
und jeder Pferdeschritt war wie ein Rufen

verschlossener Glocken. Niemand hob die Hand  
und niemand hob das Haupt... der Mond ritt steiler  
und breiter durch den rosigen Heidesand,

ritt in die Wüstenei zerschossener Weiler,  
sprang über Leiber, schwamm durch Bäche Blut;  
sah unter sich geborstene Brückenpfeiler,

Lafetten, Dachgebälk und Waffengut,  
sah Raben, die an den Kadavern fraßen  
und Knaben, kaum entwöhnt der braunen Mutterhut,

bleich auf dem Barrikadenwall der Straßen...  
sah Wunden aufgeschlagen wie ein Buch,  
sah Augen, die sich wie zwei Schwerter maßen

und sah in einer Faust noch einen Fetzen Tuch...  
Ritt weiter... ritt vorbei an Palisaden  
durch brandige Spitäler, Sakrament, Karbolgeruch;

ritt durch das Echo goldner Kavalkaden,  
ritt durch die Zelte, durch des Feldherrn Traum,  
den Wolken nach, den himmlischen Brigaden.

Und um den tausendjährigen Lichterbaum  
ritt er den alten Fackelreigen,  
ritt wie ein König durch den aufgeglänzten Raum

und teilte neue Sterne aus im Steigen  
 und wurde Licht von ihrem Licht,  
 sah sein Geschlecht in alle Himmel sich verzweigen,

vergaß, wo Erde war, und fühlte nicht,  
 daß seine Glorie wieder wachrief die Fanfaren  
 und daß die geisterhaften Sensen sein Gesicht

und ihre Ernten seine Seele waren.<sup>39</sup>

Sein Sohn fasste 1961 die *Tätigkeit Paul Zech's* [sic] während des I. Weltkriegs in einer Zeitzeugennotiz wie folgt zusammen:

Paul Zech wurde Ende 1914 als Soldat eingezogen. Nach kurzem Dienst an der russischen Front kam er als Armierungssoldat nach Frankreich. Im Bereich der 7. Armee stand er an der vordersten Front und erlebte den Krieg aus unmittelbarer Nähe. Bei einem Angriff wurde er verschüttet und nach zeitweiligen Verlust des Gehörs zur Zeitung der 7. Armee abgestellt.

Walter von Hollander holte ihn von dort zur sogenannten »Leitung der Aufklärungstätigkeit« beim A O K 7. Dort arbeitete er mit Möller van den Bruck, Hans Grimm, Bernhard Kellermann an der Möglichkeit einer wirksamen Gegenwehr gegen die ausländische Greuelpropaganda im Wesentlichen.<sup>40</sup>

Nach dem Ende des Krieges – zwischenzeitlich war sein erster Erzählungsband *Der schwarze Baal* (1917) erschienen und er hatte gemeinsam mit Leonhard Frank (1882-1961) den renommierten, mit je 1.000 RM dotierten *Kleist-Preis* (30.11.1918) aus der Hand Heinrich Manns (1871-1950) erhalten – suchte Zech einen Ausweg aus der Verzweiflung und fand ihn vorerst in Monismus, christlicher Stimmung und revolutionärem Engagement.<sup>41</sup> Letzteres übte er – bedingt durch seinen sozialen Anspruch inner-

39 Paul Zech: *Der Mond reitet über das Schlachtfeld*. In: *März*, 9./1915, H. 1, S. 305 f. – Ähnlich düstere Gedichte erschienen 1915 in der Zeitschrift *Die Rheinlande* (15./1925, S. 72 f.)

40 Rudolf R. Zech: *Über die Tätigkeit Paul Zech's auf dem Gebiet der Propaganda*. zweiseitiges Typoskript v. 28.12.1961 im Teilnachlass Zech (FHI), Nr. Ze 128 – Zech wurde nach einer Verschüttung im Juni 1917 und der daraus folgenden Auszeichnung mit dem *Eisernen Kreuz* im August in die Etappe versetzt, wo er als *Leiter für Aufklärungsarbeit*, später in *Leiter des vaterländischen Unterrichts* umbenannt, beim Oberkommando der 7. Armee Dienst tat. Im November 1917 erfolgte seine Beförderung zum Unteroffizier; bei einem Frontbesuch im Februar 1918 erlitt er eine Kriegsverletzung, die einen sechswöchigen Lazarettaufenthalt nach sich zog. Die letzten Kriegsmonate verbrachte Zech – zwischenzeitlich zum *Vicefeldwebel* beförderte – in Berlin, wo er im März 1919 aus dem Militärdienst entlassen wurde. – Rudolf R. Zech hat sehr zur Legendenbildung um seinen Vater beigetragen, weshalb die von ihm gemachten Aussagen nicht immer der kritischen Überprüfung standhalten.

41 Seine gewandelte Auffassung zum und über den Krieg konkretisierte sich auch in dem Gedichtband *Golgotha. Eine Beschwörung zwischen den Fronten* (1920).

halb seiner Dichtungen – vor allem in Berlin aus, wo er sich – ohne entsprechende Parteizugehörigkeit – der SPD anschloss. Seine während des Krieges gewonnenen Erfahrungen auf dem Gebiet der Propaganda brachten ihm die Arbeit als *Werbeleiter der Sozialdemokratischen Partei im Werbedienst der sozialistischen deutschen Republik* ein, die er bis zur Auflösung der Organisation im Herbst 1919 ausübte. Hier arbeitete er maßgeblich am propagandistischen Weg der Partei mit.<sup>42</sup> Ein im Rahmen dieser Tätigkeit von Max Pechstein entworfenes Plakat trägt den von Zech verfassten Spruch: »Erwürgt nicht die junge Freiheit durch Unordnung und Bruder mord.«<sup>43</sup> Das Verhalten der SPD-Verantwortlichen in der Etablierung ihrer Regierungsmacht führte zur Abwendung vom parteipolitischen Engagement. Zech sprach verbittert von der »Installierung einer neuen, von Wirtschaftsmagnaten und Bankdirektoren geleiteten Regierungsform unter dem Protektorat der schwarzen und der sozialdemokratischen Parteibürokratie«.<sup>44</sup>

1919 gelang es Dehmel, Zech zur Mitarbeit im *Kartell lyrischer Autoren* (1902-1933) zu gewinnen, einer eher berufsständischen, quasi-gewerkschaftlichen Organisation wie etwa der *Allgemeine deutsche Schriftstellerverband*, der *Schutzverband deutscher Schriftsteller* oder heute der *P.E.N.-Club*.<sup>45</sup> Noch im März 1919 wurde Zech neben Heinrich Lersch (1889-1936) und Alfred Richard Meyer in den Vorstand des *Kartells* gewählt.

Überhaupt war Zech sehr umtriebig und produktiv in jenen Jahren zwischen 1910 und 1930/33: seine journalistischen und literaturkritischen Beiträge veröffentlichte er u. a. auch unter den Pseudonymen »Timm Borah«<sup>46</sup> oder

42 Vgl. etwa *Vorwärts* v. 27.01.1919.

43 Vgl. Klaus Hammer: *Nachwort*. In: Paul Zech: *Der Schatten vom anderen Ufer. Erzählungen*. Rudolstadt 1989, S. 286-299, hier: S. 289.

44 Zit. n. Serke, *Dichter* (Anm. 6), S. 233 – Ausdruck seines politischen Verständnisses gibt auch die am 25. Januar 1919 – nur wenige Tage nach der Ermordung der Spartakisten Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht – von Zech mit Johannes R. Becher, Max Pechstein, Walter Hasenclever, Lyonel Feininger und anderen herausgegebene Flugschrift *An alle Künstler*. Hier wurde zum Sozialismus aufgerufen und die Idee einer freien Kunst in einer sozialistisch und vor allem sozialen Republik propagiert.

45 Das *Kartell lyrischer Autoren* wurde 1902 von Arno Holz (1863-1929) und Richard Dehmel aus permanenter finanzieller Not deutscher Schriftsteller heraus gegründet. Beide haben damit viel für die Existenzsicherung und Solidarität der Schriftsteller getan. Am 9. Dezember 1927 schlossen sich das *Kartell lyrischer Autoren*, der *Schutzverband Deutscher Schriftsteller*, der *Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Bühnenkomponisten*, der *Verband deutscher Erzähler* und der *Verband deutscher Film Autoren* zum *Reichsverband des deutschen Schrifttums* zusammen. Die erste Selbstorganisation von Schriftstellern wurde 1933 aufgelöst.

46 So etwa *Berlin im Licht der Gedichte linker Hand. Geschrieben für einen Herrn Smith von Timm Borah*. Berlin 1932 [»Herr Smith« ist Else Lasker-Schüler; der Verfasser dankt Herrn Dr Alfred Hübner für diesen Hinweis).

»Paul Robert«<sup>47</sup>; er ließ sich über die *Grundbedingungen der modernen Lyrik* aus<sup>48</sup>, verfasste eine *ketzerische Studie* über die *Reichspropaganda*<sup>49</sup>, wetterte gegen den *Starrkrampf der geistigen Jugend*<sup>50</sup> oder zog eine *Bilanz deutscher Lyrik seit 1923*<sup>51</sup>. Zech verfasste Aufsätze über August Strindberg (1849-1912)<sup>52</sup>, Ernst Blass<sup>53</sup> oder Franz Werfel (1890-1945)<sup>54</sup>. Bei Hans Ehrenbaum-Degeles *Gedichten* trat er 1917 als Herausgeber auf.<sup>55</sup> Viele seiner Gedichte fanden unter den Rubriken *Lyrik der Arbeitswelt* und *Arbeiterdichtung* Eingang in die staatlichen Schul- und Lesebücher (insbesondere das Gedicht *Der Hauer*). Mitte der 1920er Jahre hatte er den Zenit seines Wirkens erreicht. Sogar der apostrophierte Literaturpapst Franz Blei (1871-1942) nahm ihn 1922 in sein *Großes Bestiarium der modernen Literatur* auf:

Der Zech:

So heißt ein in Kohlenbergwerken lebender Höhlenkäfer, wo er das ein-  
förmige Geräusch der Spitzhacke mit seinem guten Takte begleitet. In  
den belgischen Gruben nannten die dortigen Leute den Zech auch  
Verhaeren.<sup>56</sup>

Auf die zahlreichen, in Privatdrucken erschienenen Gedichtsammlungen – wie *Schwarz sind die Wasser der Ruhr. Gesammelte Gedichte aus den Jahren 1902-1910* (1913) –, aber auch seine *Neuen Weihnachtsblätter* (13 Hefte von 1918-1932) soll hier nicht weiter eingegangen werden. Fast gleichzeitig arbeitete Zech – wie ein Workaholic – an mehreren Projekten, oftmals nur für die Schublade; verschiedene Werke konnte er erst Jahre nach ihrer Entstehung bei einem Verlag unterbringen und eine Vielzahl seiner Schriften erschien erst nach seinem Tod.

1919 gehörte Zech, u. a. neben Else Lasker-Schüler, Walter Hasenclever (1890-1949), August Stramm (1874-1915), Georg Trakl (1887-1914), Karl Otten (1889-1963) und Franz Werfel, zu den engagierten und ausdrucksstarken Autoren, die Kurt Pinthus (1886-1975) zu seiner »Symphonie jüngerer

47 Zech rezensierte unter diesem Pseudonym sein 1913 erschienenenes Lyrikbändchen *Das schwarze Revier* – siehe unten; weitere nachgewiesene Pseudonyme sind »Manuel Sachs«, »Rhenanus«, »Pablo Che«, »Michael Michel«, »Paul Robertus« oder nur »Robertus«.

48 In: *Das neue Pathos*, 2./1914-20, H. 1, S. 2 f.

49 In: *Kultur der Reklame*, 2./1920, Nr. 2, S. 95-98.

50 In: *Das dramatische Theater*, 1./1924, S. 41-45.

51 In: *Die neue Bücherschau*, 5./1924, Fg. 3, Schr. 2, S. 27-32.

52 In: *Saturn*, 2./1912, H. 12, S. 266-270.

53 In: *Die neue Kunst*, 1./1913-14, H. 2, S. 215-217.

54 In: *Volksbühne*, 4./1914, H. 1, S. 168-170.

55 1923 gab er dann die Sammlung *Mann am Kreuz. Geschichten zeitgenössischer Erzähler von Rhein und Ruhr* (Berlin) und schließlich 1925 – eine nicht zu unterschätzende Leistung – ausgewählte *Werke* von Christian Dietrich Grabbe (Berlin) heraus.

56 Zit. n. Franz Blei: *Das große Bestiarium der modernen Literatur*. Hamburg 1995, S. 74 – Format entspricht nicht dem Original.

Dichtung« *Menschheitsdämmerung* zusammenfasste<sup>57</sup>, was Zech endgültig eine »Kanonisierung« als »Expressionist« einbrachte. Er ist hier mit 13 Gedichten vertreten. Dabei steht das Sonett *Fabrikstraße tags* (S. 55), das Zech auf das Jahr 1911 datierte, synonym für sein Literaturverständnis dieser Tage:

*Fabrikstraße tags*

Nichts als Mauern. Ohne Gras und Glas  
zieht die Straße den gescheckten Gurt  
der Fassaden. Keine Bahnspur surrt.  
Immer glänzt das Pflaster wassernaß.

Streift ein Mensch dich, trifft sein Blick dich kalt  
bis ins Mark; die harten Schritte haun  
Feuer aus dem turmhoch steilen Zaun,  
noch sein kurzes Atmem wolkt geballt.

Keine Zuchthauszelle klemmt  
so in Eis das Denken wie dies Gehn  
zwischen Mauern, die nur sich besehn.

Trägst du Purpur oder Büßerhemd –:  
immer drückt mit riesigem Gewicht  
Gottes Bannfluch: *uhrenlose Schicht*.

1922 arbeitete Zech für die deutsche Eisenbahnreklame in Berlin, um 1924 auf Vermittlung des Regisseurs und Theaterintendanten Wilhelm Dieterle (1893-1972) als Dramaturg am *Dramatischen Theater* (Berlin) in Erscheinung zu treten (das Unternehmen im selben Jahr bankrott). Ebenso episodenhaft blieb seine Herausgebertätigkeit der kurzlebigen Hauszeitschrift der Bühne *Das dramatische Theater* (Schauspielverlag Berlin).

Auf Vermittlung Wincklers erschienen 1924 beim Greifenverlag im thüringischen Rudolstadt Zechs 113-seitiger Gedichtband *Die ewige Dreieinigkeit* und der Roman *Die Reise um den Kummerberg*.<sup>58</sup> Beide planten zudem eine Zusammenarbeit bei dem *Greifenalmanach*, die nicht zustande kam.<sup>59</sup>

57 Kurt Pinthus (Hg.): *Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung*. Berlin 1920 [1919].

58 In Westdeutschland fast vergessen, erinnert sich der Rudolstädter *Greifenverlag* in den 1950er Jahren des »antifaschistischen« Zech: Aus der Liquidationsmasse des vom Sohn geleiteten Berliner *Rudolf Zech Verlag* übernahm Karl Dietz die Rechte am Werk und veröffentlichte verschiedene im Exil verfasste Bücher: *Kinder von Paraná. Roman* (1952), *Das rote Messer. Begegnungen mit Tieren und seltsamen Menschen* (1953), *Die Vögel des Herrn Langfoot. Roman* (1954), *Die grüne Flöte vom Rio Beni. Indianische Liebesgeschichten* (1955), *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod. Ein Tatsachen-Roman* (1980), *Menschen der Calle Tuyuti. Erzählungen aus dem Exil* (1982), *Michael M. irrt durch Buenos Aires. Aufzeichnungen eines Emigranten. Roman* (1985), *Von der Maas bis an die*



1925 nahm Zech, der trotz seiner literarischen Erfolge vom Schreiben allein nicht leben konnte, auf dem Höhepunkt seiner literarischen Karriere eine Stelle als Bibliothekshelfer in der *Berliner Staatsbibliothek* an. An Zweig schrieb er:

Denk Dir, ich habe mich wieder in ein Amt begeben. Ich kann nicht Feuilletons auf Kommando schreiben. Und da ich nicht mehr die Spannkraft habe, Geldsorgen heiter zu ertragen, verdiene ich mir auf bürgerliche Art mein tägliches Brot. Hier verlangt man dafür nichts weiter als das im Rahmen der Stellung liegende Pensum. Und das leiste ich wie ein normaler Büromensch und damit basta.«<sup>60</sup>



Der Dichter Paul Zech im Amt  
Zeichnung von John Uhl (1932)

---

*Marne. Ein Kriegstagebuch* (1986) sowie *Der Schatten vom anderen Ufer. Erzählungen* (1989). – Vgl. hierzu: Carsten Wurm/Jens Henkel/Gabriele Ballon: *Der Greifenverlag zu Rudolstadt 1919-1993. Verlagsgeschichte und Bibliographie*. Wiesbaden 2001 [= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte 15], S. 120 ff. – Die Rechte am Werk Zechs liegen heute bei Bert Kasties.

59 Vgl. Zech an Josef Winckler. Brf. v. 1. Februar 1924 und Brf. v. 17. Mai 1925 (NA). Winckler gab den *Greifenalmanach auf das Jahr 1925* mit Karl Dietz heraus. – Zur Zusammenarbeit vgl. auch Willi Geissler: *Begegnung mit Paul Zech*. In: *Der Greifenalmanach auf das Jahr 1962*. Hg. v. Karl Dietz. Rudolstadt [1961], S. 26-30.

60 Zech an Zweig. Brf. v. 14. September 1936, zit. n. *Briefe* (Anm. 22), S. 91.

Durch seine guten Beziehungen zur Berliner SPD erhielt Zech damit endlich und erstmals eine gewisse materielle Absicherung. Seine literarischen Veröffentlichungen wurden zahlreicher zahlreicher, auch wenn das Publikum, das sie erreichten, wegen der Zech umgebenden Skandale immer geringer wurde: 1925 erschienen die Romane *Peregrins Heimkehr* und *Die Geschichte einer armen Johanna*, zwei Erzählungen unter dem Titel *Die Mutterstadt. Die unterbrochene Brücke* sowie vier Erzählungen *Das törichte Herz*. 1926 folgte der Roman *Ich bin du*, 1928 das Balladenbuch *Das rote Herz der Erde*, 1929 die Erzählungssammlung *Das Baalsopfer*, 1932 die *Terzinen für Thino* und als letzte vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten erschienene Publikation die Novelle *Das Schloß der Brüder Zanowsky* (Frühjahr 1933).

Am 21. Mai 1926 wurde an der *Berliner Volksbühne* Zechs Rimbaud-Drama *Das trunkene Schiff* unter der Regie von Erwin Piscator (1893-1966) aufgeführt; die Bühnenbilder entwarf George Grosz (1893-1959). Die Aufführung stellte Zechs größten (und einzigen wirklichen) Erfolg als Dramatiker dar. Dennoch blieb Zech dem Genre verhaftet: Bereits am 25. März 1921 war sein Stück *Verbrüderung* als »erste literarische Sonderveranstaltung der *Volksbühne*« in Berlin uraufgeführt worden. 1925 schrieb er das Drama *Triumph der Jugend* (UA.: Leipzig, 23. Januar 1926; eine freie Übertragung des Stückes *L'enfant maitre* von Henry Marx), es folgten *Erde – die vier Etappen eines Dramas zwischen Rhein und Ruhr* (1925, UA.: Königsberg, 5. Dezember 1925), *Fremdes Gesicht im Haus* (1926), *Der unbekannte Kumpel* (1927), *Jochanaan* (1928), das »chorische Spiel« *Morgenrot leuchtet. Ein Augsburger Festspiel* (1930), das Zech als Auftragswerk der Stadt Augsburg zur 400-Jahrfeier der *Confessio Augustana* verfasste (UA.: Augsburg, 12. Juli 1930), sowie *Zuletzt bleibt Hiob*.<sup>61</sup>

»Ich werde hier nicht heimisch werden können.«  
*Paul Zech im argentinischen Exil (1933-1946)*

Die Gründe, warum der damals 52-jährige Zech Deutschland verließ, sind nicht ganz geklärt. Vorab ist festzuhalten:

1. Als Zech 1933 emigrierte, war er trotz seiner literarischen Erfolge, »so gut wie vergessen«.<sup>62</sup> Er hatte »seinen Tiefpunkt als Schriftsteller bereits längst erreicht«, wurde vom Literaturbetrieb »weitgehend ignoriert, vom

61 Zum dramatischen Werk Zechs, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann, vgl. Alfred Hübner: *Das Weltbild im Drama Paul Zechs*. Bern/Frankfurt (M.) 1975 [= Europäische Hochschulschriften I, 130].

62 Hans J. Schütz: *Paul Zech*. In: *Literaturlexikon. Autoren und Werke in deutscher Sprache*. Hg. v. Walter Killy. Bd. 12. Gütersloh/München 1992, S. 469.

- deutschen Lesepublikum vergessen und von vielen Zunftgenossen gemieden«.<sup>63</sup>
2. Zechs Bücher und Schriften waren während der Jahre zwischen 1933 und 1942 im NS-Deutschland nicht verboten.
  3. Entgegen verschiedener Darstellungen gehörte Zech nicht zu den »verbrannten Dichtern« (Serke): Bereits 1946 hat Walter A. Berendsohn in *Die humanistische Front* (Zürich 1946) nachgewiesen, dass Zech in der maßgeblichen Liste *Entstellende Kriegsliteratur* (trotz seines Antikriegsbuches *Das Grab der Welt* von 1919), die am 26. April 1933 in Berlin veröffentlicht wurde, nicht genannt war. Auch andere das literarische Exil 1933-1945 oder die »Bücherverbrennung« (Mai 1933) analysierende Darstellungen verzeichnen Zech nicht.
  4. Zech wurde 1933 von Seiten der neuen Machthaber keine Aufmerksamkeit geschenkt; man nahm ihn nicht als »regimefeindlichen Intellektuellen«<sup>64</sup> wahr, von dem eine Gefahr ausgehen könnte.
  5. Die von Zech immer wieder behauptete Ausbürgerung lässt sich bis heute nicht nachweisen.

Sehr eindringlich schildert der im Jahre 2000 produzierte und 2001 gesendete Dokumentarfilm *Zech – Aufzeichnungen eines Emigranten*<sup>65</sup> das Leben des Exilanten Zech. Auf der Grundlage des zum Teil autobiografischen Romans *Michael M. irrt durch Buenos Aires* entstand eine dokumentarisch-assoziative Spurensuche im heutigen Buenos Aires, das als Bühne für Wortpassagen des 1938 fertiggestellten Werkes und des Briefwechsel Zechs mit seinem Freund Stefan Zweig dient. Wie oft im Leben Zechs sind die Fakten, die einer Überprüfung standhalten, dürftig: Am 20. März 1933 verlor er seine Stelle als Hilfsbibliothekar; ein förmliches Arbeitszeugnis wurde nicht erstellt (s. u. das Kapitäl *Brüche*). Zechs Datierung der Entlassung auf Mitte April 1933 und seine anschließende Inhaftierung hängen mit dem *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7. April 1933 zusammen, das in seiner Umsetzung sämtliche jüdische und sozialdemokratische Beamte, aber auch missliebige Personen aus dem Staatsdienst entfernte. Da Zech aber weder jüdischer Religion noch Beamter war, konnte das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden. Es ist anzunehmen, dass Zech diesen Zusammenhang konstruierte, um sich als politisch Verfolgter darstellen zu können. Dagegen scheint die Durchsuchung im Juli 1933 im Hause Zechs in Groß-Besten im Zusammenhang mit den unten genannten Diebstahlwürfen stattgefunden zu haben.

---

63 Kasties, *Leben* (Anm. 5), S. 29.

64 Ebd.

65 Deutschland 2001 – 47 Minuten (16mm); Regie: Véronique Friedmann und Rolf Blank; Produktion: Insel Film – Gefördert von der *Hamburger Filmförderung* und der *Filmförderung des NDR* in Niedersachsen.

In einer Notiz an den Verfasser dieses Beitrages stellt Alfred Hübner, ein ausgewiesener Zech-Kenner, der für eine zur Zeit in Berlin gezeigte Ausstellung zum 125. Geburtstag Zechs verantwortlich zeichnet (s. u.), fest:

Nach meinem Dafürhalten war die Polizei nach den Diebstahlsvorwürfen schon im März 33 sowohl am Königsweg (heute Naumannstraße) wie auch in Groß-Besten.

Paul Zech hatte dort bis 33 sein Arbeitszimmer und kam ab und an »nach Hause«. Helene Zech, die Ehefrau, hoffte in den Zwanziger- und Anfang der Dreißiger-Jahre immer noch – so hat es mir die Tochter gesagt – auf die Rückkehr ihres Mannes zu ihr. Rudolf Zech, der Sohn, wohnte schon lange nicht mehr in Groß-Besten, nur die Tochter lebte bei der Mutter.

Zech dürfte im März 33 tatsächlich zwei Tage und Nächte in Spandau in Haft gewesen sein. Dann hat man ihn wieder laufen lassen und die Angelegenheit den Justizbehörden übergeben.

Im *Greifen-Almanach* äußerte Zech in seinem posthum erschienenen Beitrag *Ursache und Weg meiner Reise nach Südamerika*, er habe die »Reise« unvorbereitet angetreten:

Sie war in einem Augenblick da, als ich nicht einmal an einen Ausflug in die nähere Umgebung Berlins dachte. Sie riß mich brutal aus der Seßhaftigkeit heraus, in welcher ich bleiben und ruhig die Entwicklung der Dinge abwarten wollte, um leidenschaftslos das alles aufzuzeichnen, was in den Straßen und Häusern der politisch Andersdenkenden und der Freunde geschah. [...]. Es zwang ein Entschluß mir diese Reise auf, den ich in einer ganz anderen Lage niemals, vor allem aber nicht so Hals über Kopf gefaßt haben würde. Und die Reise, mit ihrem gewaltsamen, eindeutigen Muß, war in jeder Beziehung ein Absprung ins Blaue hinein.<sup>66</sup>

Die im Berliner *Document-Center* überlieferte *Akte Paul Zech*<sup>67</sup> aus den Beständen der *Reichskulturkammer* der Jahre 1933 und 1942 lässt die von Zech immer wieder aufs Neue umgedichtete Historie im Zwielficht erscheinen. Demnach hat sich Zech noch im Juli 1933 darum bemüht, in den *Reichsverband deutscher Schriftsteller*<sup>68</sup> aufgenommen zu werden, der als

66 Paul Zech: *Ursache und Weg meiner Reise nach Südamerika*. In: *Greifen-Almanach*. Rudolstadt [1954], S. 269 f.; Hervorhebung durch den Verfasser – Zech erwähnt hier allerdings keinerlei »Ursachen«, sondern schildert nur den »Weg«, der ihn von Deutschland nach Argentinien führte. Die Hervorhebung des Verfassers zeigt, dass Zech keinesfalls etwas gegen den erstarkenden Nationalsozialismus unternommen hatte.

67 *Akte der Reichskulturkammer über Paul Zech*. Bundesarchiv (Berlin) – ehemals *Berlin Document Center*. Inhalt 7 Blätter.

68 Der *Reichsverband Deutscher Schriftsteller e.V. (RDS)* konstituierte sich am 9. Juni 1933 auf Veranlassung des Propagandaministeriums. Er galt bis zum 30. September 1935 als *Fachverband* innerhalb der *Reichsschrifttumskammer (RSK)* und wurde zum 1. Oktober

Nachfolgeorganisation des *Schutzverbandes deutscher Schriftsteller (SDS)* auftrat und 1935 in der *Reichskulturkammer (RKK)* aufging. Sein Antrag vom 20. Juli 1933, dem auch eine vorformulierte eidesstattliche Versicherung (sich »jederzeit für das deutsche Schrifttum im Sinne der nationalen Regierung einzusetzen«) beigefügt war, wurde bereits am 28. Juli 1933 abgelehnt. Die Aktennotiz des zuständigen Sachbearbeiters in der *Reichskulturkammer* Alfred Richard begründet die Entscheidung: »Die Aufnahme Zechs bitte ich abzulehnen. Z. ist durch Dr. Bühke wegen einer üblen Plagiatsaffäre [aus dem *Schutzverband deutscher Schriftsteller*] ausgeschlossen. Im uebrigen hat er längere Zeit unbefugt den Dr.-Titel geführt«. Zudem sei Zech ein »übler S.P.D. Bonze«. (Erst 1942 wird seitens der *RKK* gebeten, »von jeder Veröffentlichung Abstand zu nehmen, da die Aufnahme Zechs in den Reichsverband Deutscher Schriftsteller bzw. der Reichsschrifttumskammer unter dem 28.7.1933 abgelehnt wurde.«<sup>69</sup>)

Spätestens seit dieser Ablehnung musste es Zech klar gewesen sein, dass er in Deutschland ohne Mitgliedschaft im *Reichsverband* nichts mehr hätte publizieren dürfen. In der zweiten Augustwoche 1933 verließ er Deutschland über Prag und Paris, wo er die Einladung seines Bruders nach Argentinien erhielt.<sup>70</sup> Über Genua, Neapel, Rio de Janeiro, Porto Allegro und Montevideo reisend, erreichte er Ende November/Anfang Dezember des Jahres Buenos Aires (seine Frau – von der er bis dahin getrennt gelebt hatte – und seine Kinder waren in Deutschland geblieben<sup>71</sup>). Das Exilleben wurde für ihn zu einer prägenden Erfahrung der letzten Lebensjahre: »Ich werde hier nie heimisch werden können. Man lebt wie ein Tier, das angeschossen ist und sich im Gebüsch verkrochen hat.«<sup>72</sup>

---

1935 laut *1. Durchführungsverordnung des Reichskulturkammergesetzes* vom 1. November 1933 aufgelöst. Die Mitglieder des *RDS* wurden in die *Reichskulturkammer (RKK)* übernommen. – Vgl. Volker Dahm: *Die nationalsozialistische Schrifttumspolitik nach dem 10. Mai*. In: U. Walberer: *10. Mai 1933. Bücherverbrennung in Deutschland und die Folgen*. Frankfurt/Main 1983, S. 36-83.

69 *Reichskulturkammer an Bibliographische Institut AG, Lexikon-Redaktion*, Leipzig. Brf. v. 18. Juli 1942. In: Ebd.

70 Vgl. ebd., S. 273: »Es kam jedenfalls ein Brief zu mir, ungerufen, und griff in die Entscheidung [wohin er gehen sollte] ein. Er brachte die schicksalhafte Wendung in meine Situation. Erst von diesem Augenblick an war das eigentliche Ziel der Reise gegeben: »Südamerika!« Der Absender des »ungerufenen Briefes«, sein Bruder, bleibt ungenannt.

71 Zech war 1919 mit seiner Familie von Berlin-Wilmersdorf ins ländliche Groß-Besten, Kreis Teltow (heute: Bestensee), gezogen. 1923 bezog er ohne seine Familie eine Stadtwohnung in Berlin-Schöneberg, Königsweg 22 (heute: Naumannstr. 78), die ihm der vermögende Regisseur Karl Vogt. Hier lebte er mit seiner neuen Lebensgefährtin Hilde Herb (»Hilde von Holl«) – er kannte sie seit 1919 und gab sie meist als seine Frau aus – zusammen, die sich – ebenfalls in Deutschland geblieben – in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1940 das Leben nahm. Der Verfasser dankt Herrn Dr. Alfred Hübner für diesen von ihm recherchierten Hinweis.

72 Zech an Zweig. Brf. v. 14. September 1936, zit. n. *Briefe* (Anm. 22), S. 103.

Lateinamerika – in den 1930er Jahren seit Jahrzehnten Einwanderungskontinent – bot den Exilierten, anders als viele europäische Länder oder die USA, keine grundsätzlichen Schwierigkeiten: Fragen der beruflichen Qualifikation waren hier wichtiger als die Gründe, die die Menschen zwangen, Deutschland zu verlassen.<sup>73</sup> Buenos Aires, die Hauptstadt Argentiniens, hatte noch keine Kolonie deutscher Antifaschisten, sehr wohl aber eine Kolonie deutscher Auswanderer, die in Rassedünkel und Chauvinismus nationalsozialistischer waren als ihre »Glaubensbrüder« im Nazi-Deutschland. Zech stellte fest, dass

man diesen schauervollen Klotz am Bein, selbst durch den Ozean getrennt, nahe am Urwald, unter einer tropisch sengenden Sonne, in einer Stadt, wo die letzten Ausläufer des Indianertums sich mit den weissen Rassen Europas mischen, nicht los werden kann.<sup>74</sup>

Der Briefkontakt zu Freunden in Deutschland, aber auch zu anderen Exilierten wie Else Lasker-Schüler oder Stefan Zweig riss nicht ab. Die Lasker-Schüler schrieb ihm dankbar:

Dass Du an mich denkst freut mich wirklich so herzlich und tröstet mich dazu so sehr, denn ich weiss nun ganz genau, dass ich Dein Herz und Deine Seele und Dein Gemüt nie überschätzte, Du in Wahrheit der liebe Paul Zech bist und warst und der herrliche crystallreine Dichter geliebt bist.<sup>75</sup>

Literarisch konnte Zech in Argentinien nicht Fuß fassen. Wie vielen seiner ins Exil vertriebenen Kollegen war es auch ihm nicht möglich, allein von den Erträgen seiner literarischen Arbeit zu leben. Weder die namhaften Exil-Verlage noch die bekannten Exil-Bühnen interessierten sich für seine Romane, Gedichte oder Zeitstücke. Obwohl er von Juni 1934 bis November 1936 als freier Mitarbeiter beim *Argentinischem Tage- und Wochenblatt* (Buenos Aires) arbeitete und hier zahlreiche satirische Zeitgedichte (in der Rubrik *Gedicht der Woche*), Glossen und Erzählungen verfasste<sup>76</sup>, gelang es

73 Vgl. hierzu die – trotz ihres Alters immer noch grundlegende – Studie *Exil in Lateinamerika* von Wolfgang Kießling, die als Band 4 der Reihe *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945 in sieben Bänden* 1981 in Frankfurt/Main erschien. – Für Paul Zech vgl. die akribische Studie von Arnold Spitta: *Paul Zech im südamerikanischen Exil 1933-1946. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Emigration in Argentinien*. Berlin 1978.

74 Paul Zech: *Buenos Aires*. In: *Die Sammlung*, 2./1934-1935, H. VIII (1935), S. 436.

75 Else Lasker-Schüler an Zech. Brf. v. 27. Januar 1935. Zit. n. *Else Lasker-Schüler 1869-1945*. Bearb. v. Erika Klüsener und Friedrich Pfäfflin. Mit einer Auswahl aus den Tagebüchern von Werner Kraft v. Volker Kahmen. Marbach a. N. 1995 [= Marbacher Magazin 71], S. 254.

76 Die 1889 gegründeten, bürgerlich-demokratischen und ab 1933 anti-nationalsozialistischen Zeitungen *Argentinisches Tageblatt* und *Argentinisches Wochenblatt* waren im Besitz der liberalen Schweizer Familie Alemann, mit der Zech sich Ende 1935 überwarf. Die Zeitungen – geleitet von ihrem Direktor Ernesto F. Alemann und dem Redakteur Peter Bussemeyer – waren die einzigen deutschsprachigen Blätter, die dem faschistischen

ihm nicht, die im südamerikanischen Exil entstandenen Romane und Dramen zu Lebzeiten zu veröffentlichen.<sup>77</sup> Einzig die Lyriksammlung *bäume am rio de la plata* (1935), der Zyklus *Neue Welt. Verse aus der Emigration* (1939) und die Erzählungen *Ich suchte Schmied und fand Malva wieder* (1941) konnten ohne größeren Erfolge in Argentinien veröffentlicht werden. Auch die Uraufführung seines Dramas *Nur ein Judenweib* (verfasst unter seinem Pseudonym »Rhenanus«) an der *Jiddischen Bühne* Buenos Aires am 5. April 1935 konnte an diesem Zustand nichts ändern. In die vordere Reihe der Exilanten vermochte Zech nicht vorzudringen.

Dennoch war seine Schaffenskraft ungebrochen: »Er war derjenige deutsche Schriftsteller in der lateinamerikanischen Emigration, der mehr schrieb als jeder andere.«<sup>78</sup> 14 Dramen entstanden während dieser Jahre: Die Stücke *Der rote Faden*, *Südamerikanische Nächte*, *Der Fall Robert Puh* oder *Der letzte Inka* blieben ebenso ungedruckt und unaufgeführt wie das den Männern des 20. Juli gewidmete Drama *Die drei Gerechten*. Einzig das Drama *Heuschrecken* soll – so man der Fama Zechs Glauben schenken will – 1938 in Basel uraufgeführt worden sein. Des Weiteren verfasste Zech sieben Exil-, Kolonial- und Indioromane, zahlreiche Essays, Gedichte und Erzählungen.

Zech kann nicht als Exilant im üblichen Sinne gelten: Er mied meist die politischen oder gesellschaftlichen Organisationen der Exilanten, beteiligte sich auch außerhalb seiner zeitbezogenen Werke nicht an den öffentlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen der Emigranten. Er verweigerte zwar nicht, Vorträge über die Werke seiner Kollegen zu halten, Solidaritätsaktionen gegen den Nationalsozialismus zu fördern oder persönliches Engagement zu zeigen, verstand sich selbst aber »als Kampfgefährte aller deutschen antifaschistischen Schriftsteller«.<sup>79</sup>

---

Ungeist jedes Zugeständnis verweigerten und zudem auch massiv dagegen argumentierten. – Zech publizierte zudem für das in Mexiko herausgegebene Periodikum *Freies Deutschland* (1941-1945), die ebenfalls in Buenos Aires herausgegebenen Zeitungen *Volksblatt* und *Di Presse* (jiddische Tageszeitung); auch in der von Klaus Mann (1906-1949) in Amsterdam edierten Zeitschrift *Die Sammlung* ist ein Beitrag Zechs (über *Buenos Aires*) zu finden (2./1935, H. 8, S. 427 ff.), ein sowohl historisch wie literarisch bedeutsames Dokument. – In den Exilperiodika, die in Prag (*Neue Weltbühne*), Moskau (*Internationale Literatur, Wort*) oder Paris (*Neues Tage-Buch, Pariser Tageblatt, Pariser Tageszeitung*) erschienen, lassen sich für die 12 Jahre seines Exils aber nur rund 130 Beiträge nachweisen – vgl. Spitta, *Zech* (Anm. 73), S. 265-271.

77 Posthum erschienen sind: *Die schwarze Orchidee* (1947), *Occla. Das Mädchen mit den versteinerten Augen* (1948), *Das rote Messer* (1953), *Die grüne Flöte vom Rio Beni* (1955) und einer der wichtigsten Exil-Romane *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod* (vgl. auch Anm. 58).

78 *Nachwort*. In: Paul Zech: *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod. Ein Tatsachen-Roman*. Frankfurt/Main 1984, S. 509 [= Verboten und verbrannt/Exil. Hg. v. Ulrich Walberer].

79 Kießling, *Exil* (Anm. 73), S. 326.

1937 stellte sein Bruder Rudolf, der bis dahin Zechs Unterkunft finanziert hatte, die Unterstützung Zechs aus finanziellen Gründen ein.<sup>80</sup> In Briefen an das *American Committee for German Refugees* und die *American Guild for German Cultural Freedom*<sup>81</sup> schilderte Zech seine finanzielle Situation in dramatischen Worten – auch wenn er es wieder einmal mit der Wahrheit nicht so genau nahm. An Frank Riechie schrieb er unter dem 27. Januar 1938, er trage noch immer den Anzug (aber »keine Unterwäsche«), den er bei seiner Ankunft getragen habe, bei Hubertus Prinz zu Löwenstein, dem Leiter der Organisation, klagte er, Mantel und Unterwäsche schon seit drei Jahren nicht mehr zu kennen. Auf Vermittlung von Max Hermann-Neisse (1886-1941) bewilligte die *American Guild* ihm Anfang 1938 ein Stipendium von 40 US-Dollar (1 \$ = 4 Pesos) für die Dauer von drei Monaten, das Zech mehrmals auf schließlich zwei Jahre verlängern konnte. Hinzu kamen auch noch die spärlichen Honorare aus seinen Veröffentlichungen. Für Ostern 1946 weist Spitta nach, dass Zech über ein monatliches Handgeld von rund 140 Pesos – bei freier Kost und Logis – verfügte, das ihm von Freunden und Förderern zur Verfügung gestellt wurde.<sup>82</sup> Ein Almosen? (Man bedenke, dass das Existenzminimum einer dreiköpfigen Familie im Argentinien jener Tage rund 120 Pesos betrug.) Ganz so dürftig war das Leben des »Häftlings« Zech damit nicht. Ab 1937 gehörte Zech zu den »höchstalimentierten Emigranten der American Guild for German Cultural Freedom«<sup>83</sup>. Der Literaturwissenschaftler, Schriftsteller und Exilant Werner Bock (1893-1962), der seit 1940 mit Zech befreundet war, ihn auch regelmäßig besuchte, stellt in seinen *Argentinischen Erinnerungen* fest:

Zech fühlte sich als Hiob. Zweifellos mußte er sich mit wenigem begnügen, aber seine Armut war aber nicht so hart, wie er oft klagte, denn er wurde von einigen argentinischen Freunden regelmäßig, von anderen

80 An Hubertus Prinz zu Löwenstein schrieb Zech am 18. Februar 1938, sein Bruder habe seine Arbeit verloren und sei daher nicht in der Lage, weiterhin Zechs Wohnung zu bezahlen (*Mappe Zech, AmGuild, DB*). – Alfred Hübner liegt ein handschriftlicher Brief von Rudolf Zech an seinen Bruder aus dem Jahre 1939 vor, aus dem hervorgeht, dass jener 1937 in Eheschwierigkeiten steckte.

81 Diese Hilfsorganisation vermittelte exulierten Künstlern Verlage, hatte einen Preis (*Thomas-Mann-Preis*) zu vergeben und gewährte Hilfe zum Lebensunterhalt bzw. Arbeitsstipendien. Die Wurzeln der Organisation reichen zurück bis 1933, als der aus Berlin geflohene Publizist und Zentrums-Politiker Hubertus Prinz zu Löwenstein (1906-1984) den Aufbau einer *Akademie der Künste und Wissenschaften im Exil* plante. Die *American Guild for German Cultural Freedom* wurde am 4. April 1935 als Organisation in den USA registriert. Sie stellte ihre Tätigkeit im Dezember 1940 mangels weiterer finanzieller Möglichkeiten ein. Der Nachlass der *American Guild* liegt in der *Deutschen Bibliothek* (DB), Frankfurt/Main: *Deutsches Exilarchiv 1933-1945, EB 70/117*; hier findet sich auch eine *Mappe Paul Zech*; ein intensiver Briefwechsel wurde ab Mitte März 1937 geführt. – Vgl. *Deutsche Intellektuelle im Exil. Ihre Akademie und die »American Guild for German Cultural Freedom«*. München 1993.

82 Spitta, *Zech* (Anm. 73), S. 69.

83 Kasties, *Leben* (Anm. 5), S. 38.



zeitweise unterstützt; der bekannte Regisseur Wilhelm Dieterle, der in den USA lebt, gewährte ihm eine feste Rente. Zech vermied es, seine Freunde und Gönner untereinander bekanntzumachen. Das Verschweigen seiner verschiedenen Beziehungen diente ihm offenbar als Selbstschutz, er brauchte wohl im Alltag jenes mysteriöse Dunkel, das manchem Künstler zum Schaffen unentbehrlich ist.<sup>84</sup>

Und immer wieder findet sich dieser doch recht freie, fast schon wahrnehmungsverzerrte Umgang mit der eigenen Realität. Die in den überlieferten Briefen an die *American Guild* gemachten Angaben sind äußerst widersprüchlich: Mal hat Zech Kinder – 16 und 18 Jahre alt (tatsächlich waren beide über dreißig) –, dann wieder keine, mal ist sein Haus in Groß-Besten von den Nationalsozialisten zerstört worden, obwohl seine Frau bis 1962 darin lebte, ein anderes Mal muss er Geld für den Erhalt zuschießen. Und immer wieder werden Verfolgungsängste begründet (ein Messer-Angriff auf Zech – politisch motiviert oder nicht – fand tatsächlich statt). Hier verdeutlichen sich für Matias Martínez

zwei gänzlich voneinander verschiedene Paul Zechs: diese Bemerkung ist sicherlich ein Schlüssel zu seinem Charakter. Depressionen und Ängste gingen bei ihm einher mit großer Ich-Stärke, starke Selbstbezogenheit mit altruistischen Handlungen, egozentrische Isolation mit sozialer Anteilnahme und politischem Engagement. Als auffälligster Charakterzug aber drängt sich ein unangemessenes, nicht ausgereiftes Verhältnis zur Wirklichkeit auf. Vor allem die Plagiats- und Fälschungsfälle, doch auch die Tatsache, daß Zech unter Pseudonym lobende Rezensionen eigener Werke veröffentlichte, die oft unberechtigten Verfolgungsängste und Klagen über Vernachlässigung und mangelnde Anerkennung, überhaupt seine soziale Überempfindlichkeit und Isolierung, das ständige Verändern und Verfälschen biographischer Daten, die häufigen und langen Phasen der Depression und der Erschöpfung, die zeitweilige Unfähigkeit, einen bürgerlichen Beruf auszuüben – dies alles läßt Zech weniger als unsympathisch denn als eine Person mit starken, manchmal pathologisch starken Regressionstendenzen erscheinen. Die Realität wurde ihm, so scheint es, überlagert und verzerrt von subjektiven Wahrnehmungen, Wünschen und Bewertungen. Statt einen Ausgleich zwischen den Gegebenheiten der Wirklichkeit und den eigenen Bedürfnissen zu finden, der beiden Seiten gerecht würde, suchte er sich regressive Wunscherfüllungen im Rückgang auf frühere Stadien in der Entwicklung des Ich-Gefühls, Stadien, in denen die Außenwelt und die Anderen noch wenig vom Ich geschieden sind und ungehindert narzisstischer Befriedigung dienen können. Konfrontiert mit einer Umgebung,

---

84 *Aus den letzten Lebensjahren des Dichters Paul Zech. Argentinische Erinnerungen von Werner Bock.* In: Fritz Hüser (Hg.): *Paul Zech. 19. Februar 1881 – 7. September 1946.* Wuppertal 1961 [= *Dichter und Denker unserer Zeit* 28], S. 31-37, hier: S. 32 f.

die tatsächlich oder auch nur seinem subjektiven Erleben nach elementare Bedürfnisse nach Erfolg und Anerkennung nicht befriedigte, verschaffte sich Zech nicht nur in seinen Werken, sondern auch in seinem Leben tagtraumartige Formen der Wunscherfüllung.<sup>85</sup>

Im Herbst 1941 gehörte Zech zu den Initiativgründern des *Comité Alemán Democrático* (*Deutsches Hilfswerk für Demokratie*), seine einzige nachweisbare Teilnahme an einer Exilorganisation. Das *Hilfswerk* aus Kommunisten, Sozialdemokraten und parteilosen Regimegegnern arbeitete eng mit dem argentinischen *Roten Kreuz*, der *Junta de la Victoria*, der *Comisión Democrática Argentina des Ayuda a la URSS* zusammen und sammelte bis Ende 1941 Spenden zum Ankauf von Medikamenten, Woldecken, chirurgischen Instrumenten und Wäsche für die *Rote Armee*. Eine ebenfalls gegründete Frauengruppe des *Hilfswerkes* strickte Pullover.<sup>86</sup>

Von 1942 bis zu seinem Tod lebte Zech dann im Haus der Familie Else de Kuschs. Sein gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich rapide. Physische (Herzleiden) und psychische Probleme (Bewusstseinsstörungen) zwangen ihn zu Aufenthalten in Krankenhäusern. Auch wenn er 1943 als Redaktionsvertreter der Exil-Zeitschrift *Die deutschen Blätter*<sup>87</sup> auftrat, verbesserte sich seine Lebenssituation kaum, da die durch Spenden und Sponsoren getragene Zeitung nur geringe Honorare zahlen konnte. Und weil Zech kein Spanisch lernen wollte, blieben ihm die lokalen und überregionalen Zeitungen und Zeitschriften verschlossen. In einem Brief aus dem Jahre 1944 stellt er fast beleidigt fest:

Ich maße mir [...] nicht an, hier unbedingt als »großer Mann« erscheinen zu wollen. Was ich geleistet habe und noch leisten muß, liegt in der deutschen Literatur verankert. Ob das den Hiesigen bekannt ist oder von

- 
- 85 Martínez, *Nachwort* (Anm. 11), S. 189-191 – ähnlich verhält es sich auch mit dem »Wahrheitsgehalt« seiner Lateinamerikareisen: Zech suggerierte den Lesern seiner Indioerzählungen, dass er allein auf seinen Reisen Erlebtes bzw. mündlich Tradiertes wiedergebe. Tatsächlich hatte er Erkenntnisse indianischen Kulturgutes von Anthropologen und Ethnologen übernommen. Spitta weist u. a. als Quellen die Bücher von Theodor Kochmann (*Indianermärchen aus Südamerika*. Jena 1924) und Wilhelm Rohmeder (*Die schwarze Blume. Märchen, Fabeln, Sagen, Legenden argentinischer Indianer*. Buenos Aires 1934) nach. Tatsächlich hatte Zech nur zwischen 1934 und 1935 verschiedene Reisen in den Norden und Nordwesten unternommen, spätere vorgegebene Reisen fanden nicht statt – vgl. Spitta, *Zech* (Anm. 73), S. 251 f.
- 86 Vgl. Kießling, *Exil* (Anm. 73), S. 260 f. Das *Hilfswerk* hatte Ende 1941 insgesamt 318 eingetragene Mitglieder. Dank ihr und anderer, ähnlicher Organisationen konnte das sowjetische Frachtschiff *Mitschurin* 1942 Hilfsgüter im Wert von 760.000 Pesos in die Sowjetunion bringen.
- 87 Die von Udo Rusker und Albert Theile in Santiago de Chile von 1943 bis 1946 herausgegebene Tageszeitung trug das Motto: »Für ein europäisches Deutschland, gegen ein deutsches Europa«. Zech war Mitarbeiter für Argentinien. Er veröffentlichte hier u. a.: *Aus dem Zyklus »Neu-Beginnen«* (1./1943, H.7, S. 21) und *Die Sonette auf das Jahr 1944. Für jeden Monat eins* (2./1944, H. 1, S. 25-29).

ihnen gewünscht wird, damit bekannt zu werden, ist mir wurscht. Wie es mir schließlich ja auch wurscht werden mußte, ein Leben zu führen, das sich von dem eines Häftlings nicht viel unterscheidet und nicht, wie Sie glauben, im Glanz und in der Glorie des Schöpferischen bewegt.<sup>88</sup>

Werner Bock resümiert in seinen *Argentinischen Erinnerungen*:

Paul Zech zerbrach daran, daß er im Exil leben mußte. Ihm, dem die Muttersprache ein und alles bedeutete, war es nicht gegeben, in einem neuen Sprachbereich heimisch zu werden. Er wehrte sich dagegen, Spanisch zu lernen, weil er fürchtete, dadurch die Beherrschung der deutschen Sprache, wenn auch nur um ein geringes, zu beeinträchtigen.<sup>89</sup>

Was blieb, war dieser den meisten Exilanten eigene Weltschmerz, den der Verlust der sprachlichen wie tatsächlichen Heimat ausmachte, dieser – wie Thomas Mann es nannte – »Herzschmerz des Exils«. Dieser Schmerz ist es auch, der aus dem nachfolgenden Gedicht aus dem Jahre 1937 spricht:

*Vielleicht war schon zu schwer mein Blut*

Ich könnte hier zu Hause sein  
und bleibe doch nur Gringo bloß,  
tauch immer tiefer in die Flut hinein  
und komm vom Ufer nicht mehr los.

Vielleicht war schon zu schwer mein Blut  
für diese meilenweite Einsamkeit.  
Ich bin noch wach, wenn alles längst schon ruht,  
die Nachtgedanken wuchern mit der Zeit.

Vom einst Gewesenen klingt mir das Ohr  
mit dem uralten Kinderlaut.  
Ich fühle hinter mir weit aufgetan ein Tor,  
den schmalen Weg dorthin noch nicht verbaut.

Ich sage laut: hier dieses Baumwollfeld,  
aus Schwielen auferbaut und Schweiß,  
ist mit mir eins, ist meine Welt...  
Und gebe sie doch immer wieder preis

für dieses arme Wort, das im Vorübergehn  
mir zuruft ein verwitterter Peon.  
Ich bleibe mitten auf der Straße stehn,  
bis in das Herz hinein betäubt von diesem Ton.

---

88 Zit. n. Daiber, *Deutschland* (Anm. 1), S. 130.

89 Bock, *Zech* (Anm. 84), S. 33.

Es schmeckt nach Kiefern und verschilftem See,  
nach Dörfern weihnachtsweiß verschneit...  
Hier aber brennt es tropisch auf Oleander und Kaktee,  
ich komm nicht los von diesem Widerstreit.

Es bohrt und wühlt in meinem Blut herum,  
ich möcht nicht weicher scheinen, als ich bin.  
Schon werden mir die Schultern krumm,  
ich gab sie nicht für Traumgespinste hin.

Das Brot, das die Gewalt mir drüben nahm:  
hier ist auch mir ein Tisch gedeckt,  
wo niemand mich befragt, woher ich kam,  
nur wie es mir gefällt und schmeckt.<sup>90</sup>

Zech starb am 7. September 1946 im Alter von 65 Jahren in Buenos Aires. Seine sterblichen Überreste wurden im Krematorium der *Chararita*, des Hauptfriedhofes von Buenos Aires, eingeäschert und seine Urne beigesetzt. Bei der Urnensetzung sprach Bock die folgende, von Zech verfasste Grabinschrift:

Der hier in fremder Erde ruht,  
Bei Wurm und Wurzeln und dem Urgeschehen  
Vom Werden, Gehen und Wiederauferstehen:  
Auch er war Blut von unserm Blut.  
Und was uns immer so mißfiel  
An seinem Wesen, seinem Werk und Ziel,  
Das war nichts anderes als in Wirklichkeit  
Das Spiegelbild von uns und unserer Zeit.<sup>91</sup>

Wenige Wochen später war die Nachricht von seinem plötzlichen Tod in Berlin bekannt. Zechs Sohn Rudolf und seine Schwiegertochter Hella (1901-1984) richteten im Rokokosaal auf der Kaiserallee 56 in Berlin-Wilmersdorf am 28. Oktober 1946 eine *Gedenkstunde Paul Zech* aus, auf der Karl Vogt aus dem Werke Zechs las.<sup>92</sup>

Seine endgültige Grabstätte fand Zech in den frühen 1970er Jahren in Berlin-Friedenau.<sup>93</sup> An seinem Berliner Wohnhaus Naumannstraße 78 (früher: Königsweg 22), die Zech nachweislich bereits 1923 und nicht erst 1925 bezogen hatte, unweit der Torgauer Straße befindet sich seit dem 22. August 1983 eine Gedenktafel aus Bronze mit der Inschrift:

---

90 Paul Zech: *Vielleicht war schon zu schwer mein Blut*. Zit. n. *AW*, I, S. 259 f.

91 Zit. n. ebd. S. 37.

92 Vgl. hierzu die im *Teilnachlass Paul Zech (FHI)* überlieferten Einladungs- und Eintrittskarten.

93 Friedhof Friedenau, Stubenrauchstraße 43-45, Ecke Südwestkorso, Abt. 12, 49-51. Hier wurde die Urne Zechs am 19. Februar 1971 umgebettet.

HIER WOHNTE VON 1925 BIS 1933  
 PAUL ZECH  
 \* 19.2.1881 † 7.9.1946  
 ARBEITERDICHTER DRAMATIKER  
 ÜBERSETZER FRANZÖSISCHER LYRIK

### *Brüche*

Die eigene Diskreditierung als seriöser Schriftsteller und Mensch, die Paul Zech immer wieder betrieben hat, umfasste Skandale, Plagiatsunterstellungen und Diebstahlvorwürfe.

#### 1. Der Fall Verhaeren

Seit 1914 arbeitete Zech an einer Übertragung von Emile Verhaerens *Les Blés mouvants* (1912), die 1917 unter dem Titel *Die wogende Saat* in Leipzig erschien.<sup>94</sup> Die Übersetzung soll allerdings von Verhaeren nicht autorisiert worden sein.

Zur Legitimation seiner Übersetzung präsentierte Zech bereits während des I. Weltkriegs einen Brief Verhaerens in der *Vossischen Zeitung* (Nr. 631/1916):

Mein Freund,

aus der Wellen Bitternis, die mich umbranden, aus der Tiefe des Blutbrunnens hebe ich meine Hand, Sie zu grüßen. Ich höre, daß Sie in Flandern sind. O mein armes Flandern! Aber ich weiß, daß es zu grünen beginnt. Der gute Wind der Landschaft überschütte Sie mit der ganzen Fruchtbarkeit der hellen Ebenen. Nehmen Sie ihn gut auf in meine »Wogenden Saaten« hinüber. Ich weiß, daß sie gut ruhen in Ihren Händen und Sie nicht bereuen, mir Dolmetsch zu sein. O mein armes Flandern! Vielleicht werde ich wiederkehren. Vielleicht werden wir uns sehen. Die Galle schmilzt von meinem Herzen. Ich bin müde des Kämpfens. Die ganze Welt ist müde. Alles was gewesen ist, war zwischen uns und nicht mit uns. Auf der ganzen Welt war nicht das Direkte laut. Der Tumult der anderen bezwang uns. [...]

Emile Verhaeren.<sup>95</sup>

<sup>94</sup> Emile Adolphe Gustave Verhaeren: *Die wogende Saat*. Deutsche Nachdichtung von Paul Zech. Leipzig: Insel-Verlag 1917.

<sup>95</sup> Der Brief wurde zuerst in der *Vossischen Zeitung*, Nr. 631 v. 09.12.1916, S. 3, und ein zweites Mal im *Literarischen Echo* v. 15.09.1917 (Oktober 1916), S. 587, abgedruckt.

Als Zech 1925 bei der Witwe Verhaerens um die Autorisation einer Übertragung des Dramas *Les Aubes* (*Die Morgenröte*) bat, erinnerte sie sich wohl dieser Fälschung und untersagte Zech unter Prozessandrohung die Veröffentlichung. Der österreichische Journalist und Schriftsteller Stefan Grossmann (1875-1935), der seit 1922 die Zeitschrift *Das Tagebuch* herausgab und den Brief bereits 1916 mit den Worten

Emile Verhaeren hat Deutschland unbeschreiblich und unbegreiflich geschmäht [...]. Wir freuen uns, diese letzten Worte des Dichters, die nach Deutschland gerichtet waren, hier zu veröffentlichen, weil sie beweisen, daß der rote Nebel Verhaerens Auge nicht mehr trübte,

eingeleitet hatte, erinnerte sich 1926 an Zechs Fälschung dieses Verhaeren-Briefes. Nachdem Marthe Verhaeren bereits 1916 behauptet hatte, dass der Brief eine Fälschung sei, hatte Grossmann versucht, den Originalbrief von Zech zu bekommen, aber dieser hatte sich geweigert, ihn einzusenden. Grossmann schloß seinen Artikel:

Als leitender Feuilletonredakteur der *Vossischen Zeitung* versuchte ich nun ein halbes Jahr lang von Zech das Original des Verhaerenschen Briefes zu erlangen. Vergeblich. Er versprach immer wieder die Einsendung, immer wieder stellte sich im letzten Moment ein Hindernis ein. Bald wollte der Vorgesetzte die Erlaubnis zur Absendung nicht erteilen, bald wollte Zech das wichtige Dokument der Feldpost nicht anvertrauen, bald kündigte er an, er werde den kostbaren Brief persönlich überbringen. So führte er uns ein halbes Jahr an der Nase. Die Franzosen bewiesen an der »frechen Fälschung«, wessen wir fähig sind, und Paul Zech, der es in der Hand hatte, die Anschuldigung durch die faksimilierte Veröffentlichung des Verhaeren-Briefes zu widerlegen, machte sich wortlos aus dem Staube. Ich begann schon damals an Zech zu zweifeln. In dem Gesamtverfahren gegen den skrupellosen Mann sollte auch die wahrscheinliche Fälschung des Verhaeren-Briefes nicht ununtersucht bleiben.<sup>96</sup>

## 2. Plagiatsvorwürfe

Bereits 1912 hatte der Königsberger Lyriker Carl Bulcke (1875-1936) behauptet, Zech hätte für seinen bei den *Kölner Blumenspielen* prämierten Zyklus *Viola Mystica* das Gedicht *Du, die ich liebe* von Bulcke plagiiert. Zwar trübte dieser Vorwurf die Feierlichkeiten, blieb allerdings für Zech ohne weitere Folgen.

---

<sup>96</sup> [Stefan Grossmann:] *Anmerkung des »Tage-Buches«*. In: *Das Tagebuch*, H. 40 (Oktober 1926), S. 1483. – Dieser Artikel steht unmittelbar im Zusammenhang mit den Plagiatsvorwürfen, die zwischen 1925 und 1926 gegen Zech, insbesondere durch Robert R. Schmidt, erhoben wurden.

Zech sah sich 13 Jahre später erneuten Vorwürfen ausgesetzt: Im Feuilletonenteil des *Berliner Tageblatts* vom 6. April 1925 erschien seine Prosaskizze *Sommerliche Landschaft*. Es stellte sich heraus, dass Zech teilweise wörtlich Passagen aus dem ein Jahr zuvor erschienenen Text des heute vergessenen Schriftstellers Alfred Putzel *Fliegender Sommer* übernommen hatte. War dies bereits unangenehm für Zech, so zog der durch seinen ehemaligen Freund Robert R. Schmidt (Mitbegründer des *Neuen Pathos*) initiierte Prozess wegen Plagiats größere Kreise: Zech habe, so die Anklage, sich der Manuskripte und Ideen Schmidts bedient, um seinen Roman *Die Geschichte einer armen Johanna* zu verfassen. Obwohl Zech den Prozess durch eine außergerichtliche Einigung abwenden konnte, wurde sein literarischer Ruf stark beschädigt. Der Verlag musste dem Buch einen Notizzettel beifügen, um auf das Plagiat hinzuweisen. Man erinnerte sich nun auch wieder seiner Selbstrezension über *Das schwarze Revier*, die er 1913 im dritten Jahrgang der *Aktion* (S. 615-620) unter dem Pseudonym »Paul Robert« veröffentlicht und die ihm die Feindschaft des Herausgebers Franz Pfemferts (1879-1956) eingebracht hatte.<sup>97</sup> Selbst die Verteidigung durch den Schriftsteller und Psychologen Friedrich Wolf (1888-1953), der Zech und sein Verhalten in einem Leserbrief an *Das Tageblatt* zu interpretieren und zu analysieren suchte, änderte nichts an der bleibenden Rufschädigung. Wolfs Soziogramm soll hier – eben weil es einen Ansatz zur Interpretation der Person Zech liefert – in ganzer Länge wiedergegeben werden:

*Eine mögliche Erklärung des Falles Paul Zech*

Soeben lese ich im Tagebuch von der schweren Anklage gegen Paul Zech. Ich bin aufs äußerste betroffen. Unmöglich! Doch dieses belastende Material?? Dennoch darf ich Sie als Schaffender und als alter Psychiater zur Vorsicht mahnen?!

Einmal: Daß der Dichter in »anderen Welten« lebt, ist keine bloße Phrase. Wie oft sind wir – verzeihen Sie das harte Wort – »berufsmäßig« genötigt, in unserer Phantasie zu rauben und zu morden! Glauben Sie, das hinterläßt keine Narben? Ganz abgesehen davon, daß wir überhaupt dazu fähig sind! »Es gibt kein Verbrechen, das ich nicht begangen haben könntex«, von Goethe! Und riefen Sie selbst mich nicht vor Jahren auf zum Protest gegen die Aburteilung Georg Kaisers als gemeiner Verbrecher?

Nun aber ist Geistesraub eine besonders widrige Tat! Wenn der Dolus vorliegt! Angenommen Ihr Material des objektiven Plagiats besteht zu recht, wußte Paul Zech subjektiv um seine Tat? Wir wollen um alles

---

97 Vgl. Franz Pfemfert: *Der lyrische Schieber*. In: *Die Aktion*, 4./1914, Sp. 425 f. – zu den Plagiatsvorwürfen vgl. auch: Heinrich Haller: *Entschwundene Moral. Zum »Fall« Paul Zech*. In: *Deutscher Journalistenspiegel* 3./1926, Nr. 2, S. 33 f., oder Richard Hulschinger: *Lyrik auf Anleihe*. In: *Das Tagebuch*, 7./1926, S. 1479-1483, sowie zur Kontroverse seiner Villon-Übertragung: Erich Lichtenstein: *Chapiro gegen Zech*. In: *Das Tagebuch*, 12./1931, Nr. 21, S. 831.

nicht jeden Menschen zu einem psychologischen Rätsel umbiegen. Aber ist es nicht viel schwieriger, sich vorzustellen, ein Dichter, der in manchem unantastbaren Werk seine Zeit und droben den »Kohlenpott« in einmaliger Wirklichkeit besungen hat, dieser Mann setzt sich bewußt hin und pickt hier und da Rosinen aus fremdem Kuchen, um sie in seine Arbeiten wieder an diesen und jenen Stellen hineinzuschmuggeln? Lohnt das Zeit und Mühe? Grotesker Gedanke! Philologischer Gedanke, ich kann mir nicht helfen! Gibt es für den Kenner der unterirdischen Quellläufe menschlicher Psyche vielleicht nicht eine andere Aufhellung? Und hier darf ich kurz als ehemaliger Psychiater referieren. In meiner Assistenzzeit bei Geheimrat Ganser – Dresden und Prof. Thomsen – Bonn ereigneten sich zwei Fälle sehr seltsamer Art von Spaltung des Ichs. Ein ehrbarer Schneidermeister war eines Tages verschwunden; spurlos! Raubmord?? Der Fall blieb monatelang ungeklärt. Eines Tages wurde in Italien ein Mann ausgewiesen; an der Grenze verglich man die Signalements. Es war der Schneidermeister. Er hatte sich monatelang in der Schweiz und in Italien herumgetrieben. Das Wunderbare aber: niemand hatte ihn für einen Deutschen gehalten – trotz des Vermiss-signalements –, weil er überall von Anfang an perfekt Französisch und Italienisch sprach, ohne es natürlich je vorher gelernt zu haben. Der andere Fall ist noch frappanter und hat – sowie ich mich entsinne – damals die Wissenschaft lange beschäftigt. Ein Maler von der holländischen Grenze entwich nach Belgien. Auch er sprach plötzlich Französisch und ein Kauderwelsch, das vorerst niemand verstand und das doch seltsam nach einem Sprachidiom klang. Es wurde nach vieler Erkundung hin und her als ein – Bantunegeridiom ermittelt, obschon weder der Mann selbst, noch irgendeiner seiner Umgebung im Dunklen Erdteil je gewesen. »Metempsychose«!

Wir wollen keine Erklärungen um jeden Preis! Aber dennoch gibt es selbst heute noch »mehr Dinge zwischen Himmel und Erde«, als in unsere Begriffswelt von Schwarz und Weiß passen; und »der andere« kann eine Macht sein! Zumal bei einem Sensitiven, der »berufsmäßig« minutlich die Beute des anderen zu werden genötigt ist!

Ich habe schon zuviel gesagt. Doch – da man schon »normale« Menschen das Recht auf zwei Seelen haben – wäre es gar so undenkbar, daß ein Dichter die Beute seines anderen Ichs ist, von dem er selbst subjektiv nichts weiß?<sup>98</sup>

Die Versuch, sich in den folgenden Jahren mit neuen Werken neu zu positionieren, scheiterten. Die Stellung, die er seit über zehn Jahren im Literaturbetrieb inne gehabt hatte, war verloren. An Zweig schrieb er später – fast trotzig:

---

98 In: *Das Tagebuch*, 7./1926, Nr. 43 v. 23.10.1926, S. 1611 f.



die seltsamste Erscheinung in jenen Tagen, wo genau drei Deutsche und eine Schweizer Zeitung meiner dachten, war doch dies, daß die drei, vier Freunde aus der Welt der Literatur, die schon 1910 von mir wußten, fast die einzigen geblieben sind, die mir Gruß und Wunsch zukommen ließen. Es war ein großer Gerichtstag und ich habe erkennen müssen, wie gering die Wirkung ist, die mein Werk auf zwei Generationen ausgeübt hat. Ich habe die Isolation in gewisser Weise dadurch heraufbeschworen, daß ich von mir aus nichts unternommen habe, Geburtstagsaufmerksamkeit zu erregen. Ich habe auch die Verleger nicht animiert. Ich wollte endlich wissen, wo ich stehe. Und die Antwort, die ich bekam, hat mich ein Stück weiter gebracht. Ich will damit nicht sagen, daß ich nunmehr mich für den verkanntesten deutschen Dichter halte.<sup>99</sup>

Dass Zech aus diesen Erfahrungen allerdings nichts gelernt hatte, zeigte sich dann auch während der Exilzeit, als er für seine »selbst recherchierten« und auf »zahlreichen Reisen« gesammelten Indio geschichten in *Die grüne Flöte von Rio Beni* die Bücher von Theodor Kochmann (*Indianermärchen aus Südamerika*. Jena 1924) und Wilhelm Rohmeder (*Die schwarze Blume. Märchen, Fabeln, Sagen, Legenden argentinischer Indianer*. Buenos Aires 1934) plagiierte. Diese Auswertung blieb allein dadurch folgenlos, weil die Bücher erst nach Zechs Tod erschienen.<sup>100</sup>

### 3. Diebstahlvorwürfe

Ein weiteres unerfreuliches Kapitel in Zechs Leben sind die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, er habe während seiner Berliner Zeit Erstaussgaben und Handschriften aus der *Berliner Staatsbibliothek* entwendet und privat veräußert, um seine Lebenshaltung zu finanzieren. In einem Brief der *Reichskulturkammer* an die Lexikonredaktion der *Bibliographischen Instituts AG* vom 18. Juli 1942 heißt es: »Zech wurde seinerzeit in Sachen häufiger Diebstähle von der Staatsanwaltschaft gesucht«.<sup>101</sup> Es waren diese Unregelmäßigkeiten, die zu einer kurzzeitigen Inhaftierung Anfang März und am 20. März 1933 zu seiner Entlassung als Hilfsbibliothekar in der *Berliner Staatsbibliothek* geführt haben.

Schon im Zusammenhang mit den Plagiatsvorwürfen hatte Zech seine Haltung zum (geistigen) Eigentum anderer angedeutet: »Wenn ich silberne Löffel stehle um mir Brot dafür zu kaufen, handle ich nach bürgerlichem Begriff unmoralisch, vor meinem Gewissen aber bestimmt nicht. Und das gibt mir die Kraft, mein eigenes Gesetz zu vertreten.«<sup>102</sup>

---

99 Zech an Zweig. Brf. v. 12. März 1931, zit. n. *Briefe* (Anm. 22), S. 99 f. (Hervorhebung durch den Verfasser).

100 Vgl. Spitta, *Zech* (Anm. 73), S. 251 f.

101 In: *Akte Paul Zech* (Anm. 67).

102 Zech an Zweig. Brf. v. 30. Dezember 1926, zit. n. *Briefe* (Anm. 22), S. 97.

Zech war zudem passionierter Sammler von Erstdrucken und Dichterhandschriften, musste aber die größten Teile seines Bestandes bereits während der Weltwirtschaftskrise verkaufen.

#### *Das schriftstellerische Werk*

Betrachtet man die umfangreiche Liste der Veröffentlichungen und der hinterlassenen Schriften, so muss man konstatieren, dass Zech in allen Gattungen zu Hause war. Zechs besondere und auch bis in die Gegenwart wirkenden Verdienste liegen vor allem auf dem Gebiet der Übersetzung bzw. sehr freien Übertragung französischsprachiger Autoren ins Deutsche. Nicht nur eine Auswahl der *Gedichte* Paul Verlaines (1844-1896), auch wenn sie unveröffentlicht blieben, oder Emile Verhaerens (u. a. *Die wogende Saat*, Leipzig 1917) wurden von ihm übersetzt, er übertrug auch eine kleine *Gedichtauswahl* Charles Baudelaires (1821-1867), Léon Deubels (1879-1913) *Die rotdurchrasten Nächte* (Berlin 1914), Stéphane Mallarmées (1842-1898) *Herodias. Dramatisches Fragment* (Berlin 1919) und *Nachmittagstraum eines Fauns* (Berlin 1922), Honoré de Balzacs (1799-1850) *Tante Lisbeth* (Berlin 1923), Henry-Marx' Drama *Triumph der Jugend* (Leipzig 1925), Charles Peguys (1873-1914) *Ewige Gespräche*, François Villons (1431-1463) *Lasterhafte Balladen* (1931)<sup>103</sup> und vor allem Jean Arthur Rimbauds (1854-1891) *Erleuchtungen. Gedichte in Prosa* (Leipzig 1925), sein gesammeltes Werk (Leipzig 1927) sowie seine Ballade *Das trunkene Schiff* (Bochum 1928). Posthum erschienen noch Rimbauds *Das Herz unter der Soutane* (Berlin 1948, mit einem Vorwort von V. O. Stomps), Louïze Labés (1526-1566) *Liebesgedichte einer Lyoneser Seilerin* (Berlin 1948) sowie *Altfranzösische Liebeslieder* (Berlin 1965). Diese Übertragungen sind auch heute noch als eigenständige Werke anzusehen; Zech dachte sich in die zu übersetzenden Schriftsteller hinein, »atmetek« ihre Zeit und ihren Duktus, um eine adäquate Übertragung zu erreichen – auch wenn er des Altfranzösischen nicht mächtig und seine sonstigen Französischkenntnisse eher rudimentär waren.

Bereits 1961 unterteilte der Germanist Walter Huder Zechs Werk thematisch in drei Bereiche:

1. der Themenkreis des Verhängnisses, der Isolation, der Verkettung, der Kälte, bildgeworden in den Dichtungen der Kohlengruben, der Städte, des Hafens, also der Technik,

---

103 Wie frei die Übersetzungen Zechs waren lässt sich beispielsweise an dem Gedicht *Eine verliebte Ballade für ein Mädchen namens Isabeau* dokumentieren, dessen Eingangsvers »Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund« bereits Eingang in die »geflügelten Worte« gefunden hat. Eine entsprechende Vorlage lässt sich bei Villon nicht finden. Dieses Gedicht stammt also originär von Zech.

2. der Themenkreis der Sehnsucht, der Befreiung, der Inbrunst, der Verwirklichung zum Wesen hin, bildgeworden in den Dichtungen der Natur, des bäuerlichen Lebens, vor allem aber des Waldes und schließlich
3. der Themenkreis der Vereinigung, der Verbrüderung, der kosmischen Erhöhung, der Allheimat, bildgeworden in den Dichtungen der Liebe, des reinen Menschenbildes und des religiösen Sozialismus.<sup>104</sup>

Zechs literarische Anfänge stehen noch ganz im Zeichen des endenden Jugendstils. Er liebte das Werk Rainer Maria Rilkes (1875-1926), insbesondere sein *Stundenbuch* (1905), schrieb mehrfach über ihn und unterlag in seinen frühen Gedichten dessen Einfluss. Zech widmete seinem literarischen Vorbild auch essayistische Abhandlungen.<sup>105</sup>

In seinen Gedichten mischen sich die sentimentale Neigung zu Naturfrömmigkeit, die bereits im Spannungsfeld zur modernen Welt steht, und sozialkritische Wirkungsabsicht mit naturalistischen Elementen zur Überbrückung aller menschlichen Gegensätze mit dem Ziel, eine Einheit »von Ich und Mitmenschen, mit Tier und Baum, also mit der ganzen natürlichen Welt« zu erschaffen.<sup>106</sup> Dabei entpuppte sich Zech als »sinnlicher Betrachter par excellence, ein Augenmensch und Hymniker des Sichtbaren«.<sup>107</sup>

Wie kaum ein anderer Schriftsteller seiner Generation benutzte er das klassische Sonett als Ausdrucksform seiner Lyrik; kurze Gedichte, auch reimlose, sind kaum zu finden. Dennoch wirken seine Verse, trotz strengen Versmaßes und gebundener Form, nicht starr und steif, sondern, bedingt auch durch die souveräne Handhabung des Enjambements (er benutzt in der Hauptsache Strophen mit sechshebigen Jamben), eindringlich. Den neuen Vorwurf »Industrie und Arbeitswelt« in die alte Form des Sonetts zu bringen, macht den Reiz seiner Gedichte aus.

In seinen frühen Gedichten und Erzählungen thematisierte Zech neben seinen poetischen Naturschilderungen die schlechten Lebensbedingungen der mit dem Bergbau verbundenen Menschen und führte Klage gegen den Industriekapitalismus. Er erwies sich dabei allerdings nicht als scharfer

104 Walter Huder: *Paul Zech – Dichtung als Wesensbild*. In: Hüser, *Zech* (Anm. 84), S. 9-27, hier: S. 14.

105 Vgl. Paul Zech: *Rainer Maria Rilke*. Berlin 1913 – *Rainer Maria Rilke. Ein Querschnitt durch sein Werk*. In: *Die Horen* (Berlin), 2./1925-26, H. II., S. 128-138 – *Rainer Maria Rilke. Ein Requiem*. Berlin 1927 – *Rainer Maria Rilke. Der Mensch und das Werk*. Dresden 1930 – *Rainer Maria Rilke*. In: *Deutsche Blätter* (Santiago de Chile), 3./1945, H. 28, S. 4-10. Zum Verhältnis zu Rilke vgl.: Hans-Henrik Krummacher: *Paul Zech und Rainer Maria Rilke. Zur Wirkung Rilkes im Expressionismus und im Exil*. In: Ders., Fritz Martini, Walter Müller-Seidel (Hg.): *Zeit der Moderne. Zur deutschen Literatur von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart*. Stuttgart (Alfred Kroener) 1984, S. 485-532.

106 *Nachwort*. In: Paul Zech: *Vom schwarzen Revier zur neuen Welt. Gesammelte Gedichte*. Hg. v. Henry A. Smith. München/Wien 1983, S. 140.

107 Ebd., S. 141.

Theoretiker – man findet keine kritischen Gesellschaftsanalysen – oder gebärdete sich gar revolutionär. Vielmehr bleiben seine sehr eindringlichen Bilder in der bloßen Darstellung einer als brutal empfundenen Zwangseinrichtung stecken, die den Einzelnen knechtet und ausbeutet. Er verarbeitete dabei seine authentischen Erfahrungen, verband sie aber mit einer bis in den Aberglauben reichenden Mystifizierung des Unerklärlichen. Welt und Wirklichkeit des Menschen werden als fremdartig, bedrohlich erlebt und enden auf Grund mangelnder Fluchtmöglichkeiten in tiefster Depression. So eindrucksvoll, sprach- und bildgewaltig die Erzählungen *Der schwarze Baal* oder *Das Pferdejuppchen* auch sind, Zech gelingt es nicht, sich von den »mythisch-animistischen Assoziationen« zu lösen:

Die üblichen Wahrnehmungsmuster werden aufgebrochen, scheinbar harmlose Dinge wie Lichter und Geräusche wandeln sich zu gewalttätigen Werkzeugen und zeigen den Menschen als Opfer einer permanenten, unfaßbaren und daher dämonisch erlebten Bedrohung.<sup>108</sup>

Zechs Sprache hat etwas Verbissenes, Trotziges und ganz und gar Eigenwilliges. Man hält sie leicht für gemacht, konstruiert, geschmiedet oder mit der Axt gehauen, wie Else Lasker-Schüler es in ihrem Gedicht *Paul Zech* ausdrückte: »Paul Zech schreibt mit der Axt seine Verse. // Man kann sie in die Hand nehmen, / so hart sind die«.<sup>109</sup>

In den meisten im Exil entstandenen Texten – insbesondere den Indio- und Folkloregeschichten – griff er die bereits in den 1920er Jahren gepflegten Themen auf: Hier der idealisierte Urwald als unberührte Natur, der die deutlich negativ gezeichnete Großstadt (insbesondere Buenos Aires) gegenübergestellt wird. Dabei tritt Zechs Neigung zur Exotik hervor, die häufig seine Sozialkritik der frühen Prosawerke überdeckt.

Zechs Exilarbeiten, Prosa, Lyrik und dramatische Werke, sind von unterschiedlicher Qualität. Unausgereiftes und Unvollendetes steht neben Mittelmäßigem und künstlerisch Wertvollem, das die Zeiten überdauert und ihn in die Phalanx der bedeutenden Autoren des 20. Jahrhunderts einreihet.<sup>110</sup>

Von den »politischen«, d. h. auf die aktuellen Entwicklungen in Deutschland reagierenden Werken, die Zech während seines Exil verfasste, sind vor allem die Romane *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod* und *Michael M. irrt*

108 Sudhoff, *Moderne* (Anm. 14), S. 274.

109 Else Lasker-Schüler: *Paul Zech*. In: *Saturn*, 3./1913, H. 4, S. 116.

110 Kießling, *Exil* (Anm. 73), S. 328.

durch *Buenos Aires*<sup>111</sup> zu nennen, die das Exilthema – trotz formaler und inhaltlicher Mängel – eindringlich thematisieren.

Die Entstehungsgeschichte des ausgesprochen klassenkämpferischen Romans *Deutschland, dein Tänzer ist der Tod* mag stellvertretend für die Veröffentlichungsgeschichte der Exil-Werke Zechs stehen:

»Deutschland, dein Tänzer ist der Tod« erweist sich als Paul Zechs tapferer Versuch, auf die Etablierung der Gewaltherrschaft sofort mit einer monumentalen Anklage zu antworten – gestalterische Schwächen, die unstreitig vorhanden sind, sollte man unter diesem Gesichtspunkt bewerten.<sup>112</sup>

Der erste Teil des Romans soll – folgt man dem Autor – im Februar/März 1933 in Deutschland geschrieben worden sein; vollendet wurde der Roman 1937. Der Titel ist »eine Abwandlung meiner Ende 1918 entstandenen Ballade ›Berlin, halt ein, besinne dich, dein Tänzer ist der Tod‹«, wie Zech in einer Anmerkung auf der Vorsatzseite des Typoskriptes belegt. 1938 legte er das über 700-seitige Konvolut dem *American Guild* vor, der das Werk begutachten und helfen sollte, einen Verlag zu finden. Die von Bruno Frank, Alfred Neumann und Rudolf Olden für den *American Guild* erstellten Gutachten bejahten zwar das politische wie menschliche Engagement Zechs, lehnten es aber aus literarischen (wie weltanschaulichen) Gründen ab.<sup>113</sup> Die Erstausgabe des Romans erschien erst 1980 beim *Greifenverlag* in Rudolstadt, wobei sorgfältige Kürzungen, die dem Werk sicherlich gut getan hätten, vom Herausgeber leider nicht vorgenommen wurden. Eine Lizenzausgabe für Westdeutschland erschien 1981 im *Röderberg-Verlag*, Frankfurt/Main. Lediglich 1943 war aus dem Roman ein Kapitel (*Mordkolonne Beilke*) in der KP-Zeitschrift *Volksblatt* veröffentlicht worden.

*Das »westfälisch-Verkrochene« liegt mir »im Blut«*

Es gilt nunmehr noch die Frage zu beantworten, weshalb Paul Zech zum einen in einem Periodikum behandelt wird, das sich mit »westfälischer«

111 Vgl. hierzu das Nachwort in Paul Zech: *Michael M. irrt durch Buenos Aires. Aufzeichnungen eines Emigranten*. Roman. Hg. u. mit e. Nachwort vers. v. Helmut Nietzsche. Rudolstadt 1985, S. 439-454

112 Walberer, *Nachwort* (Anm. 78), S. 509.

113 Vgl. hierzu: Ebd., und Spitta, *Zech* (Anm. 73), S. 255 f., der die verschiedenen Gutachten im Anhang wiedergibt.

Literatur beschäftigt, und zum anderen ein *Paul-Zech-Lesebuch* in einer westfälischen Reihe erscheint.<sup>114</sup>

Schon 1927 hob Georg Witkowski anlässlich der Uraufführung von Zechs Drama *Der Kuckucksknecht. Ein sauerländisches Stück in drei Akten* im *Alten Theater* (Leipzig) ganz im Duktus seiner Zeit hervor:

Er erlebt stark, er formt stark. Er verdichtet Erlebnisse. Seine zwei reichsten Jahre waren die auf der vorväterlichen westfälischen Scholle. Ihr Brodem, gemischt aus Geruch der Ackerkrume, schwerem Dunst der Bauernhäuser, Stickluft der Kohlenbergwerke, atmet aus Zechs echtestem Werk.<sup>115</sup>

1961 versuchte Fritz Hüser im Zusammenhang mit dem 80. Geburtstag Zechs eine Einordnung:

Paul Zech steht mit Josef Winckler am Anfang der modernen Industriedichtung, die er mit neuen Themen im Chor der expressionistischen Dichter vertrat. Und wenn er mit seinem späteren Schaffen über seine Heimat hinausgewachsen ist, so sollte das ein Grund mehr sein, um diesem aus Westfalen stammenden Dichter die Aufmerksamkeit und Anteilnahme westfälischer Literaturfreunde zu sichern.<sup>116</sup>

Renate von Heydebrand untermauert 1978 die Beschäftigung mit Paul Zech als »westfälischem Schriftsteller« in ihrer Studie:

Wenn der Autor seine gefühlsmäßige Doppelbindung an Natur und bürgerliches Leben einerseits, an den – lebenslang aber negativ gesehenen – Komplex von Industrie, Großstadt und Technik andererseits mit seinen Ahnen aus Bauernstand und Kohlenbergbau Westfalens begründet, so ist das eher eine Privatmythologie; aber die Erlebnisse einer zweijährigen »Gastarbeiter«-Zeit als Kohlenhauer im Ruhrgebiet (und in Belgien) haben sein Dichten in der Tat nachhaltig geprägt.<sup>117</sup>

Auch Sudhoff erklärt die Aufnahme Zechs in seine Arbeit *Die literarische Moderne und Westfalen* aus dessen literarische Beschäftigung mit dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

114 In der Reihe *Nylands Kleine Westfälische Bibliothek* ist soeben als Band 12 ein Paul-Zech-Lesebuch erschienen: *Paul Zech Lesebuch*. Zusammengefasst und mit einem Nachwort von Wolfgang Delseit. Köln 2005.

115 In: *Die Literatur*, 29./1927, H. 4, S. 415.

116 Fritz Hüser: *Paul Zech – ein westfälischer Dichter? Ein Gedenkblatt zum achtzigsten Geburtstag. Eindrücke aus dem Ruhrgebiet*. In: *Westfälische Rundschau*, Nr. 41 v. 17.02.1961 – der Artikel erschien wortgleich noch in zahlreichen anderen Tageszeitungen.

117 Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945. Ein literarhistorischer Modell-Entwurf*. Münster 1983 [= Veröffentlichung der Historischen Kommission für Westfalen XXII B], S. 144.

»Künstlerisch gab mir das Rheinisch-Industrielle den Grund«, schrieb Zech 1920 an den Redakteur der Zeitschrift *Neues Rheinland*, Herbert Saekel (1891-1943), »stärker aber noch liegt mir das westfälisch-Verkrochene (von der Mutter her) im Blut.«<sup>118</sup>

Dem gibt es eigentlich nichts hinzuzufügen. Zechs vorrangiges Thema in der frühen Schaffensphase ist das Ruhrgebiet, das Land am Hellweg, und seine Industrie. Auch wenn er nicht in Westfalen geboren wurde und sich nur kurze Zeit in dieser Region aufhielt, reichen die dort gemachten Erfahrungen dennoch aus, um ihn in eine westfälische Anthologie aufzunehmen.

Resümierend ist Donald G. Daviau zuzustimmen, der in seiner biographischen Studie feststellt:

Sicherlich wird er zu den produktivsten Dichtern seiner Generation gerechnet werden müssen. Auf jeden Fall werden eingrenzende Etiketten wie »Expressionist«, »Arbeiterdichter«, »Lyriker des schwarzen Reviers« u. a. nicht ausreichen, der geistigen Spannweite seines Werkes gerecht zu werden.<sup>119</sup>

Hinzuweisen bleibt noch auf eine große Ausstellung zum 125. Geburtstag von Paul Zech, die vom 18. Februar bis 7. Mai 2006 im Berliner *Haus am Kleistpark* gezeigt wird.<sup>120</sup> Die von Alfred Hübner, Pforzheim, als Kurator organisierte Ausstellung wird in geänderter Form 2007 in Wuppertal zu sehen sein, wo dann auch ein Paul-Zech-Symposium stattfinden wird. Zeichen für eine interessante Wiederbelebung der Beschäftigung mit diesem Autor.

---

118 Zech an Herbert Saekel. Brf. v. 12. Januar 1920 (StB. Wuppertal, NL Zech).

119 Donald G. Daviau: *Die Freundschaft zwischen Stefan Zweig und Paul Zech. Eine biographische Studie*. In: *Briefe* (Anm. 22), S. 160.

120 »Ich bin so wild nach Deinem Erdbeermund...«. *Paul Zech zum 125. Geburtstag. Eine Wiederbegegnung. Paul Zech 1881-1946. Haus am Kleistpark*, Kunstamt Tempelhof-Schöneberg, Grunewaldstr. 6-7, 10823 Berlin. – Der Verfasser dankt Herrn Dr. Alfred Hübner sowohl für diesen Hinweis als auch für dessen überaus hilfreichen Anmerkungen bei der Schlusskorrektur dieses Beitrages.

Die Inhalte dieser Website sind urheberrechtlich geschützt. Ihre Nutzung ist nur zum privaten Zweck zulässig. Jede Vervielfältigung, Vorführung, Sendung, Vermietung und/oder Leihe der Website oder einzelner Inhalte ist ohne Einwilligung des Rechteinhabers untersagt und zieht straf- oder zivilrechtliche Folgen nach sich. Alle Rechte bleiben vorbehalten.